Space Capitalism und Klassenkampf im All

Aktuelle Ausgabe Nr. 78, 20. Januar 2026

Katy Perry fliegt mit einer all female Crew ins All – glänzende Raumanzüge, dramatische Countdown-Shots, Selfies im Orbit – wohl orchestriert mit hochauflösenden Videos, Pressekonferenzen und PR-Events für Jeff Bezos' milliardenschweres Prestigeprojekt Blue Origin. Das private Raumfahrtunternehmen des Amazon-Gründers, der derzeit Rang drei der weltweit reichsten Personen belegt, verfolgt nach eigener Aussage das langfristige Ziel, Industrien ins All zu verlagern und neue Energie- sowie Materialressourcen zu erschließen. „Um die Erde zu entlasten", wie er sagt. Es ist eine „Mission", ein Eroberungszug in Richtung unerschlossener Gefilde – „We're Building a Road to Space for the Benefit of Earth" – und, of course, wir kommen in Frieden.

Während die Welt also gebannt zusieht, wie ein Popstar in einem selbstgenannten „Akt der Emanzipation" für 10 Minuten und 22 Sekunden ins All fliegt und dabei „What a Wonderful World" trällert, gelingt Bezos – der selbst auch schon einen Weltraum-Kurztrip unternahm – damit ein enormer PR-Coup. Die Realität fällt jedoch dahinter zurück: Der Weltraum wird zur Bühne für kapitalistische Expansionbestrebungen, männliche Eroberungsphantasien und Machtkonzentration. Den Geschäften im All sind, so scheint es, nur physikalische Grenzen gesetzt.

Es ist ein langgehegter Menschheitstraum, der hier angerufen wird: Anders als frühere Expansionsziele auf der Erde ist das Weltall (vermutlich) unendlich. Die Mär von der „final frontier" suggeriert unbegrenzte Möglichkeiten, ein Entrinnen aus den Beschränkungen unserer immer zerstörteren Welt. Doch in Wahrheit verschärft sie Ausschluss, Ungleichheit und die Konzentration von

Ressourcen in den Händen einer kleinen Elite, sie reproduziert koloniale Strukturen, verfestigt Dominanzlust und exklusive Akkumulationslogiken.

Das Weltall ist also weit mehr als Technikfaszination und Science-Fiction. Hinter der Glorie von Raketenstarts, Mondbasen und Marsplänen verbirgt sich eine brutale Realität: Klassenkämpfe am Boden, Kolonialphantasien im All und Strukturen kapitalistischer Macht, die Profite und Ressourcen in immer engeren Kreisen konzentrieren. Während Superreiche wie Elon Musk oder Jeff Bezos mit ihren All(machts)Phantasien Milliarden in Prototypen von Marskolonien und Orbitalstädten pumpen, schuften Arbeiter:innen in Zulieferbetrieben, Laboren und Startanlagen unter prekären Bedingungen – oft mit hochgiftigen Stoffen und unter extremen Sicherheitsrisiken. Wer den Orbit erobert, lässt andere den Preis dafür zahlen.

Gleichzeitig wird das All zur geopolitischen Arena. Satelliten dienen als strategische Infrastruktur, Anti-Satelliten-Waffen werden getestet und Staaten wie die USA verfolgen Initiativen wie die Space Force oder das NASA-New-Frontiers-Programm zur Erschließung des Weltraums, um ihre Operationen im Orbit abzusichern. Die Internationale Raumstation ISS mag als diplomatisches Symbol gelten, doch die Realität um sie herum sieht anders aus: Die ursprüngliche Akkumulation im All samt militärischer Infrastruktur im Kampf um den Platz an der Sonne hat längst begonnen.

Auch kulturell spiegeln sich diese Konflikte wider. Science-Fiction-Romane, Serien und Filme erzählen von Utopien und Dystopien, von unendlichen Weiten und autoritären Grenzziehungen, von kapitalistischem Größenwahn und Klassenkampf im Asteroidengürtel.

Und auch auf der Erde regt sich Widerstand: Postkoloniale Kritik sieht in Mond- und Marsprojekten eine Neuauflage kolonialer Muster. Gleichzeitig kritisieren Teile der Klimabewegung zurecht, dass Billionen in die Raumfahrt fließen, während die Erde brennt. Zivilgesellschaftliche Organisationen wie das Global Network Against Weapons & Nuclear Power in Space warnen vor einer Militarisierung des Alls, die das Wettrüsten verschärfen und bestehende Abrüstungsbemühungen untergraben könnte. Streiks und Proteste wie beispielsweise 2023 bei Boeing-Zulieferern oder United Launch Alliance legen Produktionsstätten lahm und machen auf die desaströsen Arbeitsbedingungen und die Naturverwüstungen auf dem Planeten aufmerksam.

In dieser Ausgabe zeichnen wir die komplexen Linien dieser Kämpfe nach: Wie reproduzieren sich Kapitalismus, Akkumulationslogiken und koloniale Strukturen im All? Wer profitiert vom Weltraumboom, wer trägt die Kosten? Wo zeigen sich Widerstand, Streiks oder kreative Gegenentwürfe – in Arbeit, Kultur und Aktivismus?

In der April-Ausgabe #79 wenden wir uns dann wieder dem irdischen Wahnsinn zu: der wachsenden Militarisierung ziviler Infrastruktur. Gern nehmen wir noch Rezensionsvorschläge entgegen!

Wir möchten uns außerdem ganz freudig bei unseren Spender:innen bedanken: Ihr habt uns schon einen ganzen Schritt weiter gebracht. Wenn ihr noch spenden mögt, klickt gerne oben auf „Unterstützt uns“ – und freut euch über eine feine Belohnung!

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

Milliardäre im Weltraum

Die Tech-Broligarchie und das „Zweite Weltraumzeitalter“. Essay von Jens Temmen

NewSpace-Narrative beschwören eine Zukunft „for all mankind“, legitimieren jedoch Kapitalismus, Extraktivismus und Patriarchat im Hier und Jetzt.

Essay von Jens Temmen

Knapp vor einem Jahr, im Januar 2025, sorgte Elon Musk, „Tech-Broligarch“ und selbsternannter NewSpace-Pionier, bei den Feierlichkeiten zum Amtsantritt von US-Präsident Trump für erschreckende Bilder, die sich sofort viral verbreiteten: Berauscht von der erneuten Präsidentschaft Trumps, die Musk selbst mit großzügiger finanzieller Unterstützung herbeigeführt hatte, streckte der reichste Mensch der Welt gleich zwei Mal den Arm zum Hitlergruß – einmal in Richtung des Publikums, und dann nochmal in Richtung der Sitztribüne hinter sich. Die Szene markiert den vorläufigen Höhepunkt Musks eigener politischer Ambitionen – nur wenige Monate später gab er sein inoffizielles Amt als Leiter des inoffiziellen Ministeriums für Regierungseffizienz (Department of Government Efficiency, DOGE), mit dem er unermesslichen Schaden in verschiedenen öffentlichen Institutionen verursacht hat, wieder auf. Musks bizarrer Auftritt steht darüber hinaus aber auch paradigmatisch für die tiefere ideologische Verquickung eines neoliberal-autoritären Deregulierungsdranges mit Ursprung im Silicon Valley einerseits, mit der Vorstellung des Weltraums als technoliberalem Lösungs-, ja, Erlösungsraum für die Menschheit, andererseits. Musks persönliche politische Radikalisierung spiegelt dabei wider, wie diese Verbindung zusehends an Explosivität gewann, bis hin zu ihrer Einreihung in eine neofaschistische Ideologie US-amerikanischer Prägung, wie Trump in seiner eigenen Antrittsrede deutlich gemacht hatte:

> *„Die Vereinigten Staaten werden sich wieder als wachsende Nation betrachten – eine Nation, die ihren Wohlstand mehrt, ihr Territorium erweitert, ihre Städte baut, ihre Erwartungen steigert und ihre Flagge in neue, vielversprechende Horizonte trägt. Und wir werden unserer Bestimmung (‚manifest destiny') folgen und amerikanische Astronauten in die Sterne schicken, um die Stars and Stripes auf dem Mars zu hissen. […] Amerikaner sind Entdecker, Erbauer, Innovatoren, Unternehmer und Pioniere. Der Geist der Pioniere ist uns ins Herz geschrieben. Der Ruf des nächsten großen Abenteuers hallt in unseren Seelen wider." (The White House 2025, Übers. J. T.)*

Eingebettet in eine Rede, die eine radikale Deportationswelle und ein gnadenloses Grenzregime verspricht, die Entmenschlichung von transgender Personen und nicht-binären Geschlechtsidentitäten staatlich verordnet, das körperliche Selbstbestimmungsrecht von Frauen in Frage stellt, die imperialistische Verschiebung von Grenzen zelebriert, und die Zerstörung unserer planetaren Ökologie vorsieht, findet sich also auch das neokoloniale Versprechen der amerikanischen Flagge auf dem Mars. Mit anderen Worten, „our manifest destiny in outer space" hat seinen Platz eingenommen neben anderen radikalen Kampfbegriffen der postfaschistischen Bewegung in den USA, wie „drill, baby, drill", „your body, my choice" oder „go woke, go broke". Doch wie konnte es so weit kommen? Wie wurde der Weltraum zur eskapistischen Spielwiese für die Ultrareichen? Und wie wurde die Vorstellung eines sogenannten Zweiten Weltraumzeitalters (Second Space Age) zum zentralen Motiv einer tech-kapitalistischen Ideologie, die sich durch ungezügelte Eugenik, kapitalistisch-koloniale Ressourcenausbeutung und radikal-entfesselten Neoliberalismus auszeichnet?

Neue Zeitalter, alte Ideologie

Die Idee eines zweiten Weltraumzeitalters bezieht sich auf die zunehmenden Aktivitäten privater Raumfahrtunternehmen ab den frühen 2010er Jahren, die in dieser Zeit begannen, extraplanetare Räume wie die Erdumlaufbahn, den Mond und den Planeten Mars zu erforschen, ihre Ressourcen auszubeuten, sie zu besitzen und manchmal sogar in Zukunft besiedeln zu wollen. Die zunehmende Privatisierung der Weltraumindustrie wird dabei zu einer Renaissance der Weltraumforschung an sich verklärt: Die staatlich finanzierten

Weltraumprojekte des 20. Jahrhunderts – das Erste Weltraumzeitalter mit dem Wettlauf zum Mond als Markenkern – werden diskursiv als veraltet und überholt abgewertet und mit eben jenem Zweiten Weltraumzeitalter kontrastiert, das vom Pioniergeist und technischen Genie führender Figuren der privaten Raumfahrtindustrie, wie Elon Musk und Jeff Bezos, getragen wird. Die Idee des Zweiten Weltraumzeitalters, in dem Milliardäre die Menschheit in die Zukunft führen, ist dabei in erster Linie Selbstvermarktung und verschleiert auf mehreren Ebenen Kontinuitäten, die nicht in das schwärmerische Selbstbild der sogenannten NewSpace-Industrie passen.

So sind die angeblichen technologischen Innovationen in der Raketentechnik, derer sich insbesondere Elon Musk und sein Unternehmen SpaceX regelmäßig rühmen, keineswegs durchweg neu. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass es sich weniger um radikale Neuerfindungen, als vielmehr um Re-Konfigurationen bereits vorhandener, öffentlich finanzierter Technologien handelt, die zum Teil umwelttechnisch oder finanziell als zu riskant für eine massenhafte Anwendung galten. Was als technischer Durchbruch inszeniert wird, beruht maßgeblich auf einer Logik der massenhaften Produktion und des kalkulierten Scheiterns, die ökologische Risiken systematisch externalisiert. Getreu dem Silicon-Valley-Motto „move fast and break things“ wird dabei zum Beispiel in Kauf genommen, dass Raketen in regelmäßigen Abständen bereits vor oder kurz nach dem Start explodieren – mit, je nach erreichter Flughöhe, potenziell gravierenden Folgen für die lokale und/oder globale Umwelt. Und auch in finanzieller Hinsicht ist die NewSpace-Industrie kein radikaler Bruch mit der Geschichte: Staatliche Fördermittel und Aufträge sind für sie überlebenswichtig und unterlaufen so die Selbstdarstellung einer radikal unabhängigen und innovativen Industrie.

Selbst die eigenen Narrative, mit denen sich die NewSpace-Industrie im Zuge ihrer Selbstvermarktung umgibt, tönen vertraut. So haben besonders Wissenschaftler*innen der indigenen und kolonialen Studien, wie Kim TallBear (Sisseton-Wahpeton Oyate), David Shorter, William Lempert und Deondre Niiyokamigaabaw Smiles (Leech Lake Band of Ojibwe), in ihren Arbeiten dokumentiert, dass die selbsternannten „NewSpace“-Pioniere – Jeff Bezos, Elon Musk und Richard Branson, um nur einige zu nennen – gezielt und häufig auf das koloniale Konzept der *frontier* zurückgreifen; jene gedachte Grenze zwischen menschlicher Zivilisation und vermeintlich „wilder“,

unmenschlicher Natur, die im 19. Jahrhundert maßgeblich zur Legitimation der kolonialen Expansion der USA auf dem nordamerikanischen Kontinent diente. Donald Trumps bereits zuvor erwähnte Amtsantrittsrede greift dieses Frontier-Narrativ explizit auf, indem sie die Imagination einer US-Flagge auf dem Mars als Fortsetzung eben dieser expansiven Logik inszeniert: als ein „manifest destiny into the stars“. Eingereiht neben Plänen zu militärischen Besetzungen des Panamakanals und Grönlands sowie dem allgemeinen Versprechen territorialer Expansion, wird das Zweite Weltraumzeitalter eng mit den kolonialen Anfängen der Vereinigten Staaten sowie mit ihren imperialen Feldzügen in Vergangenheit und Gegenwart verbunden – einschließlich der Mondlandung während des Kalten Krieges als Schlusspunkt des sogenannten Ersten Weltraumzeitalters.

Diese Diskrepanz zwischen Anspruch auf Innovation und Fortschritt, und der Wirklichkeit kolonialer Kontinuität zeigt sich besonders deutlich im Weltraumtourismus des 21. Jahrhunderts, ein Untersegment der NewSpace-Industrie. Immer wieder finden öffentlichkeitswirksame Missionen von Weltraumunternehmen, wie „Virgin Galactic” oder auch „Blue Origin” statt, die in erster Linie dazu dienen, einer breiten Öffentlichkeit die private Weltraumindustrie als besonders divers, progressiv und besonders zugänglich zu verkaufen – „astrowashing“ also, und das zum Teil mithilfe prominenter Unterstützung, von Schauspieler William Shatner (Captain Kirk) bis hin zu Popstar Katy Perry. Gleichzeitig wird dabei auch suggeriert, dass der Weltraum selbst, erschlossen durch die NewSpace-Pioniere, ein utopisch-progressiver Raum sein wird, in dem Fragen von Diversität, Inklusion und Gerechtigkeit der Platz eingeräumt wird, den sie in terrestrischen Kontexten leider selten erhalten. Kurz: NewSpace stellt sicher, dass das Versprechen des Weltraums für „all mankind” nun Wirklichkeit wird. Ohne die Leistungen der einzelnen beteiligten Personen an diesen Missionen schmälern zu wollen, verrät ein genauerer Blick, dass es der NewSpace-Industrie im Kern nicht darum geht, Gleichberechtigung, Chancengleichheit oder *accessibility* wirklich in den Mittelpunkt zu stellen oder gar zu fördern. Denn gerade im Weltraumtourismus wird das Narrativ der *new* beziehungsweise *final frontier* im All unermüdlich fortgeschrieben. Im Jahr 2021 beispielsweise bestieg Richard Branson, der Gründer von Virgin Galactic, sein Höhenforschungsflugzeug Unity22 für dessen ersten suborbitalen Flug. Um dieses Ereignis zu würdigen, verkündete Branson beim Erreichen der

anvisierten Flughöhe das einprägsame Zitat: „Today, space is virgin territory." Obwohl der Spruch als cleveres Wortspiel mit dem Firmennamen Virgin Galactic gedacht war, erinnert er auch gezielt an koloniale Vorstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts von „unberührtem" Land und „unberührten", „jungfräulichen" Völkern, die die Herrschaft weißer Siedler begrüßen würden.

Fred Scharmen macht in seinem Buch „Space Forces" deutlich, dass solche Rückbesinnungen auf koloniale Diskurse keineswegs harmlos sind, nur weil der imaginierten Besiedlung unseres Sonnensystems voraussichtlich keine indigenen Völker im Weg stehen. Vielmehr besteht die Gefahr beim Recyclen kolonialer Logiken darin, dass sie die Strukturen eines rassistischen kapitalistischen Kolonialismus in der Gegenwart legitimieren und perpetuieren. Kurz gesagt: Der Weltraumkolonialismus der Zukunft gibt dem kolonialen Kapitalismus im Hier und Heute sein Existenzrecht. Diese Legitimierung wird dabei durch die zentralen Figuren der NewSpace-Industrie verkörpert, die sich gern als moderne Pioniere und Cowboys im Weltraum inszenieren, und so nicht nur ihre Unternehmungen dort oben moralisch aufladen, sondern auch ihre ausbeuterischen Geschäftsmodelle auf der Erde rückwirkend zu notwendigen Fundamenten für die utopische Zukunft der Menschheit im All verklären.

Dass diese Inszenierung koloniale Diskurse eng mit ebenfalls kolonialen Geschlechterrollen verschränkt, wird besonders deutlich, wenn man den ersten Weltraumflug von Jeff Bezos, Gründer von Amazon und Eigentümer des NewSpace-Unternehmens Blue Origin, im Jahr 2021 näher betrachtet. Die symbolische Aufladung dieses Ereignisses kulminiert in dem Moment, in dem Bezos die Raumkapsel mit einem Cowboyhut bekleidet verlässt. Kim TallBear und David Shorter beschreiben diese Szene wie folgt:

> *„Wer sich mit Science-Fiction und indigenen Studien auskennt, erkennt sicherlich, wie lächerlich und vorhersehbar die Aufnahmen von Jeff Bezos mit Cowboyhut aus dem Sommer 2021 waren. In einer gigantischen, phallischen und extrem kostspieligen Mission ins Weltall vorzudringen (und sei es nur an dessen Rand), während die Erde zwischen Überschwemmung und Überhitzung schwankt, ist ein Paradebeispiel für die Hybris der Kolonialherren." (Shorter/TallBear 2021, S. 1–2; Übers. J. T.)*

Die Kehrseite dieser von toxischer Männlichkeit geprägten performativen Inszenierung ist ein ausgeprägt heteronormatives Frauenbild. Exemplarisch zeigt sich dies in der Art und Weise wie Blue Origin den Weltraumflug der Popsängerin Katy Perry inszenierte. Perry begründete ihre Teilnahme am Flug damit, auf Umweltzerstörung aufmerksam machen und feministische Anliegen fördern zu wollen, und hielt daher auf dem Flug ein Gänseblümchen, das sie mit an Bord der Kapsel gebracht hatte, in die Kamera, während sie den Flug als die zweitbeste Erfahrung nach der Mutterschaft beschrieb. Das Beispiel verdeutlicht, wie der Weltraumtourismus zu einem Vehikel für eine reduktive Vorstellung von Feminismus wird, die die Rolle der Frau im Weltraum auf Care-Arbeit (für die Menschheit und den Planeten) begrenzt und so auf eine unterstützende Funktion im kolonialen Expansionsprojekt zur Eroberung des Weltraums festlegt. Diese Rolle konzentriert sich auf die Reproduktion menschlichen Lebens sowie auf die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnungen des Heteropatriarchats – auf und jenseits der Erde. Anders formuliert: Während Männer ins All aufbrechen, um neue Territorien und Ressourcen zu beanspruchen, werden Frauen für die Reproduktion des Lebens und die damit verbundene Care-Arbeit verantwortlich gemacht. Im starken Widerspruch zum Versprechen des Weltraumtourismus von Aufbruch und Fortschritt, werden stattdessen Geschlechterhierarchien des 19. Jahrhunderts wiederholt und durch die Strahlkraft ihrer berühmten Vertreter*innen, wie Perry, auch über die Weltraumindustrie hinaus wieder salonfähig gemacht.

(Er)Lösungen im Weltraum

Die Aufdeckung kolonial geprägter Vorstellungen von menschlicher Zukunft, die De Witt Douglas Kilgore 2003 als Astrofuturismus bezeichnete, ist somit eine wichtige Perspektive, um die hegemonialen Muster nationalistischen Chauvinismus und militarisierter Männlichkeitsbilder zu verstehen; sie sind tief in der US-amerikanischen Auseinandersetzung mit dem Weltraum verwurzelt – und auch in der angeblich so neuen NewSpace-Industrie. Dennoch lässt sich das Projekt der NewSpace-Industrie im Zweiten Weltraumzeitalter nicht allein als reine Wiederholung bekannter Diskurse verstehen. So hat Alexandra Ganser in ihrem viel beachteten Essay „Astrofuturism“ herausgearbeitet, dass die Eroberung des Weltraums im Zweiten Weltraumzeitalter nicht länger primär als Ausdruck von menschlichem Fortschritt verhandelt wird, wie noch im Ersten

Weltraumzeitalter (Ganser 2019, S. 38). Stattdessen wird die menschliche Zukunft im All zunehmend als existentielle Notwendigkeit inszeniert – als Voraussetzung für das Überleben der Menschheit angesichts einer anthropogenen Polykrise auf der Erde. Der Weltraum fungiert dabei als universelle Lösungsfolie für globale Krisenszenarien: Ressourcenknappheit soll durch die Ausweitung des Rohstoffabbaus auf andere Planeten überwunden werden, die durch industrielle Ausbeutung zerstörte Landschaften auf der Erde durch den Aufbau orbitaler Schwerindustrie geheilt werden, und Bedrohungen wie globale Erderwärmung, weltweite Pandemien oder ein nuklearer Krieg werden durch die Verheißung einer „Neuen Erde" – etwa auf einem terraformierten Mars – vermeintlich entschärft.

Der heilsbringende Unterton dieser technologischen Erlösungsfantasien deutet bereits an, dass die Logik einer kurzfristigen Kosten-Nutzen-Kalkulation – der Markenkern des klassischen Manchesterkapitalismus – allein nicht ausreicht, um die persönliche Investition von Hardcore-Neoliberalen wie Bezos und Musk in NewSpace zu erklären. Laut Mary Rubenstein muss man NewSpace vielmehr verstehen als eine von mehreren technologischen Fantasien der Tech-Oligarchie des Silicon Valley, die allesamt von einer utilitaristischen Ideologie namens *Longtermism* angetrieben werden. Wie Rubenstein in ihrem Buch „Astrotopia" beschreibt, sollen diese Technologien der Menschheit ermöglichen, „alle Grenzen zu überwinden: biologische, soziale, ethische und ökologische" (Rubenstein 2022, S. 4; Übers. J. T.). Nach dieser Logik rangiert die Eroberung des Weltraums auf einer Ebene mit „Fantasien von lebensverlängernden Diäten, Bluttransfusionen von Teenagern, dem Upload des Gehirns in die Cloud und Vitamintabletten für die Unsterblichkeit" (ibid.; Übers. J. T.). Obwohl diese Ideologie einen posthumanistischen Anstrich haben mag, da sie vordergründig das Verhältnis der Menschheit zu Technologie, nicht-menschlichem und mehr-als-menschlichem Leben thematisiert, geht sie nicht auf die ethischen Fragen ein, die die Posthumanismusforschung im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit diesen Beziehungen aufwirft. Diese Fragen zielen in erster Linie darauf ab, den Anthropozentrismus der Menschheit kritisch zu hinterfragen und dadurch die Ungleichheiten und Unmenschlichkeiten zu überwinden, die dieser Anthropozentrismus hervorbringt. Die NewSpace-Konzeption des Menschen jenseits der Erde folgt stattdessen einer Logik des Longtermism. Laut Rainer Mühlhoff basiert der Longtermism auf einem utilitaristischen Glaubenssystem

und ist ein Ableger des Effective Altruism. Longtermism geht davon aus, dass es uns moralisch geboten ist, den Weltraum (und digitale Räume) zu besiedeln, um den langfristigen Zusammenbruch der menschlichen Zivilisation zu verhindern, eine „kosmische Evolution der Menschheit“ (Mühlhoff 2025, S. 89) einzuläuten und diese maximal zu vermehren und auszubreiten. Kurz gesagt: Der Weltraum wird als ein Schauplatz einer menschlichen Zukunft betrachtet, in der Technologie die Sterblichkeit überwinden und jede menschliche Krise lösen kann. Auch wenn hier eine Selbstwirksamkeit kosmischen Ausmaßes geltend gemacht wird – schließlich ist der Weltraum ja vermeintlich für alle da –, ist Longtermism nichts anderes als eine von Technologieoptimismus durchzogene Blut-und-Boden-Ideologie. So sollen sich natürlich nicht alle Menschen vermehren und den Weltraum besiedeln, sondern eben die „richtigen“ Menschen, die vorher durch die von staatlichen Regulierungsfesseln befreite Tech-Eliten selektiert wurden. Der Longtermism legitimiert also quasi-feudale Strukturen des grenzenlosen Kapitalismus heute, indem er diese als langfristig moralisch wertvoll verbrämt.

Tausche Erde gegen Weltraum

So ungeheuerlich und unglaublich diese eugenische Ideologie auch klingen mag, hat sie doch an Einfluss und Reichweite gewonnen und ist, zumindest in Teilen, ein Bestandteil der popkulturellen Auseinandersetzung mit dem Weltraum geworden. So greift etwa Christopher Nolans zu Recht als filmisch wegweisend gefeiertes Weltraumepos Interstellar (2014) zentrale Motive der NewSpace-Ideologie auf und reinszeniert sie in populärkultureller Form. Im Zentrum der Handlung steht der Weltraumpionier Joseph Cooper, Farmer und ehemaliger NASA-Pilot, der die Menschheit – hier konsequent als pars pro toto durch die USA repräsentiert – in einem groß angelegten Umsiedlungsprojekt von der Erde in den Weltraum führt. Ausgangspunkt ist eine Erde, die zunehmend unbewohnbar wird. Dieser Umstand wird hier weniger als ökologische Katastrophe, vielmehr als quasi göttliche Intervention präsentiert und vom Protagonisten als Aufforderung verstanden, den Planeten zu verlassen und das Heil der Menschheit im Weltraum zu suchen. Aus der Not wird rasch eine Tugend: Nicht nur gelingt die Rettung der Menschheit – erneut unter Mithilfe göttlicher Intervention –, auch erscheint der Weltraum als Ort moralischer Regeneration. Dort findet die Menschheit zu Idealen von Zusammenhalt und Menschlichkeit zurück, die auf der Erde als verloren

galten. Visualisiert wird diese Rückkehr zu vermeintlich ursprünglichen Tugenden durch pastoral-romantische Landschaftsbilder des amerikanischen Westens, die dank technologischen Fortschritts nun im All rekonstruiert werden können – eine ästhetische Verbindung von Frontier-Mythos und Raumfahrtutopie. Das für den Longtermism zentrale Motiv der menschlichen Unsterblichkeit im Weltraum fungiert im Film als zentrales narratives Mittel: So ist es eine zukünftige, technologisch hoch entwickelte Menschheit, die sich selbst – durch den Protagonisten Cooper und durch die Zeit – jene technischen Voraussetzungen bereitstellt, die es erlauben, die Menschheit ins All zu führen und das „Joch der Erde“ mit all seinen materiellen und ökologischen Begrenzungen hinter sich zu lassen. Die longermistisch-idealtypische Menschheit wird so zu ihrem eigenen Deus ex Machina.

Der Film Interstellar steht beispielhaft für das Echo, den das Zweite Weltraumzeitalter in der aktuellen (populären) Kultur im nordamerikanischen Kontext und darüber hinaus erfährt, und deutet damit wiederum an, wie wirkungsmächtig die Idee der Menschheit im Weltraum in Zeiten multipler planetarer Krisen ist. Und das ist natürlich auch verständlich: So verspricht das Zweite Weltraumzeitalter unter Führung der NewSpace-Industrie nichts weniger als die Lösung *aller* planetaren Krisen für die gesamte Menschheit für *alle* Zeit. Mitunter wird die Menschheit so von der Verantwortung, etwas gegen die Klimakrise zu tun, freigekauft, und das alles zum läppischen Preis von etwas ungezügeltem Kapitalismus im Hier und Jetzt. Ein Angebot, das man auf den ersten Blick nicht ablehnen kann. Und genau diese augenscheinliche Einfachheit macht den Diskurs des Zweiten Weltraumzeitalters und der NewSpace-Industrie so gefährlich. Denn der vermeintlich einfache und kostengünstige Deal, bei dem die Erde von heute gegen den utopischen Weltraum von morgen eingetauscht wird, verharmlost nicht nur die besondere Verantwortung der Menschheit für die Zerstörung der irdischen Biosphäre, sondern verschleiert zugleich die fundamentale Abhängigkeit menschlichen Lebens von eben dieser Biosphäre. Anstatt diese Realitäten ins Zentrum kollektiven Handelns zu rücken, akzeptiert, ja naturalisiert, der NewSpace-Diskurs, dass die Polykrise ihren Lauf nimmt, zum Schaden der großen Mehrheit der Menschheit. Zugleich bleibt das kapitalistische System, das im Kern für diese Krisendynamiken verantwortlich ist, bewusst unangetastet: und das zugunsten kurzfristiger Profite einiger

weniger Eliten und getragen von dem vagen Heilsversprechen einer Erlösung in ferner Zukunft.

Hier zeigt sich die eigentliche Tragweite des Zweiten Weltraumzeitalters und von NewSpace: Obwohl beide Diskurse vordergründig auf zukünftige Formen menschlichen Lebens jenseits der Erde ausgerichtet sind, zielen sie in Wahrheit darauf ab, das Verhältnis der Menschheit zum Planeten Erde hier und heute grundlegend neu zu ordnen – und zwar im Sinne einer neofeudalen, kapitalistischen Ordnung. Genau diese Gegenwartsdimension soll durch die spektakulären Inszenierungen milliardenschwerer Raumfahrtakteure – bis hin zu offen faschistoiden Gesten – verschleiert werden. Ein kritischer Blick auf das Zweite Weltraumzeitalter darf diese Verschiebung nicht aus den Augen verlieren.

Verwendete Quellen

Ganser, Alexandra (2019): Astrofuturism. In: Paul, Heike (Hg.): Critical Terms in Future Studies. Palgrave Macmillan, Cham.

Interstellar (2014): Directed by Christopher Nolan. Paramount Pictures and Warner Bros.

Mühlhoff, Rainer (2025): Künstliche Intelligenz und der neue Faschismus. Philipp Reclam jun. Verlag, Stuttgart.

Rubenstein, Mary-Jane (2022): Astrotopia. The Dangerous Religion of the Corporate Space Race. University of Chicago Press, Chicago.

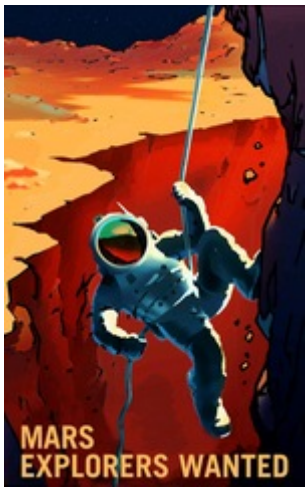
Shorter, David Delgado, und Kim TallBear (2021): An Introduction to Settler Science and the Ethics of Contact. In: American Indian Culture and Research Journal 45, no. 1.

Smiles, Deondre (2020): The Settler Logics of (Outer) Space. In: Society + Space. Online einsehbar hier.

The White House (2025): The Inaugural Address. Online einsehbar hier.

Zitathinweis: Jens Temmen: Milliardäre im Weltraum. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/U82j5.

"Wenn Mars die Antwort ist - was war nochmal die Frage?"



Zara Zimbardo im Gespräch mit Mickey Huff und Eleanor Goldfield (Project Censored Show)

Marsifizierung: Warum die Vision vom Planet B kein Fortschritt ist, sondern die Fortsetzung kolonialer Gewalt mit anderen Mitteln – und weshalb die eigentliche Aufgabe darin besteht, wieder mit beiden Füßen auf der Erde zu landen.

Mickey Huff: Hallo Zara, schön, dass du Zeit gefunden hast. Du hast in Zusammenarbeit mit dem Kollektiv Bureau of Linguistical Reality den Begriff der Marsifizierung geprägt und das konzeptuelle Audio-Kunstwerk „Marsification: A Tale of Planetary Grief“ entwickelt. Bei Project Censored ist aktuell ein Beitrag von dir erschienen, „Marketing Mars“, über den wir, Eleanor Goldfield und ich, gerne mit dir sprechen wollen. Was war der Anstoß deines Textes, und was ist die zentrale These? Oder anders: Wenn Mars die Antwort ist – was war dann eigentlich die Frage?

Zara Zimbardo: Vielen Dank euch beiden für die Einladung. „Marketing Mars” ist ein Text, der sich mit unserer gegenwärtigen Situation auseinandersetzt: Wir erleben aktuell eine zunehmende Intensivierung von Erzählungen, die den Weltraum als Zukunftsort der Menschheit ausrufen – und dass wir Menschen den Mars besiedeln könnten und sollten. Die 2030er Jahre werden derzeit intensiv als das kommende Jahrzehnt menschlicher Landungen und erster Siedlungsprojekte auf Mond und Mars beworben – flankiert von Visionen exklusivem Luxus-Weltraumtourismus’ und der verlockenden Reichtümer des Asteroidenbergbaus. Wir erleben also den angeblichen Beginn eines Zeitalters der Weltraumkolonisierung. Gerade deshalb ist es wichtig, innezuhalten und zu analysieren, wie uns bestimmte

Fantasien und Träume über unsere Beziehung zum roten Planeten verkauft werden – und damit den Zauber jener Deutungsrahmen zu brechen, die dahinterliegende Weltbilder und Ideologien transportieren, die eigentlich alles andere als neu sind.

In meinem Text untersuche ich fünf dominante Narrative im US-amerikanischen Kontext, mit denen der Mars „verkauft“ wird: das Überleben der Spezies; der Mars als Backup-Planet, als Planet B; der Mars als neuer Wilder Westen, als raue Grenzregion und der nächste evolutionäre Schritt der Menschheit; das Space Race, Entdeckung und Erschließung. Und nicht zuletzt Transzendenz und Freiheit. Ich gehe den ideologischen Wurzeln dieser Erzählungen nach – Botschaften, die von sehr unterschiedlichen Akteur:innen verbreitet werden, allen voran von Tech-Milliardären, die Science-Fiction-Fantasien vermarkten, um von den sehr realen Problemen auf der Erde abzulenken. Diese Narrative zu entzaubern und öffentlich zu diskutieren, halte ich für dringend notwendig.

MH: Viele dieser Akteur:innen scheinen die Warnungen dystopischer Science-Fiction gründlich missverstanden zu haben. Du hast die milliardenschweren Tech-Unternehmer bereits erwähnt. Insbesondere Elon Musk steht hier Vordergrund, auch wenn ich vermute, dass Figuren wie Curtis Yarvin und Peter Thiel eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen – was uns vielleicht noch mehr Sorgen machen sollte. Doch Musk hat mit dem Slogan „Occupy Mars” diese Vorstellung stark popularisiert – eine ziemlich groteske Umdeutung von Occupy Wall Street. Er wird den Mars kaum „besetzen“, um ihn tatsächlich zu verbessern. Aber genau diese Sprache ist, wie du sagst, längst Teil unseres öffentlichen Vokabulars geworden, unserer kollektiven Vorstellungskraft. Und häufig wird das Ganze, wie du ebenfalls betonst, mit dem Argument des Überlebens unserer Spezies legitimiert. Vielleicht kannst du dazu noch etwas sagen: Woher stammt eigentlich diese Vorstellung, dass wir – nachdem wir diesen Planeten zugerichtet haben – es auf dem nächsten besser machen würden? Mir erschließt sich das nicht, aber vielleicht kannst du uns da durchführen.

Elon Musk ist sicher einer der sichtbarsten und einflussreichsten Evangelisten der Idee „Make Mars Great Again“. Er verkauft die Marsbesiedlung als essenziell für das langfristige Überleben der Menschheit. Er beschwört dafür

alle möglichen Katastrophen für die Erde – sogenannte Auslöschungsereignisse, etwa Asteroideneinschläge – und argumentiert, es sei zwingend notwendig, keine rein planetare Zivilisation mehr zu sein. Diese Idee ist keineswegs neu, sie kursiert seit Jahrzehnten. Doch Musk präsentiert sie als ultimative Garantie für das Überleben der Spezies. Seine „Pläne“ – ich setze das bewusst in Anführungszeichen – sehen vor, bereits im kommenden Jahrzehnt Menschen zum Mars zu bringen und dort über mehrere Jahrzehnte hinweg eine Stadt mit einer Million Einwohner:innen aufzubauen. Diese Stadt solle das „Licht des Bewusstseins“ bewahren und eine neue Gesellschaft hervorbringen, in der all jene Probleme überwunden würden, an denen wir auf der Erde gescheitert sind. Das ist in vielerlei Hinsicht absurd. Er spricht etwa von direkter Demokratie – während er hier auf der Erde demokratische Strukturen mit der Abrissbirne bearbeitet. Auch von einer neuen Form von Egalitarismus ist die Rede. So fungiert der Mars gleichzeitig als Projektionsfläche libertärer Fantasien: als Ort der Freiheit von lästigen Regulierungen, von sozialen Verpflichtungen und gesellschaftlichen Grenzen.

MH: Die Frontier-These.

Ganz genau. Robert Zubrin, einer der lautstärksten Befürworter der Marskolonisierung und Vorsitzender der Mars Society, bezieht sich explizit auf Frederick Jackson Turners Frontier-These. Er argumentiert, die Menschheit brauche eine neue Grenze, um einen härteren, besseren, freieren Lebensstil zu entwickeln – als Katalysator für den nächsten evolutionären Schritt. Diese Vision teilen viele der sogenannten Billionauten: Elon Musk, Jeff Bezos, Richard Branson. Viele von ihnen sind mit Science-Fiction aufgewachsen, mit den bekannten, liebgewonnenen Zukunftsvisionen. Inzwischen gehen zahlreiche Science-Fiction-Autor:innen sehr offen auf Distanz: Cory Doctorow etwa sagt, er empfinde eine gewisse persönliche Verantwortung dafür, dass Menschen wie Musk seine Dystopien gelesen und fälschlicherweise für Geschäftsmodelle gehalten hätten. Auch Kim Stanley Robinson, der mit seiner *Mars-Trilogie* – Red Mars, Green Mars, Blue Mars – die Vorstellung der Terraformierung des Mars stark geprägt hat, äußert sich inzwischen sehr kritisch. Er spricht von einem moralischen Risiko dieser heutigen Science-Fiction-Träume. Nur wenn wir auf der Erde tatsächlich ein gutes Leben für alle ermöglichen würden, könnte ein solches Abenteuer überhaupt sinnvoll sein. Angesichts des Zustands unserer Welt sei der Mars jedoch irrelevant – ja

schlimmer noch: eine gefährliche Ablenkung von der Aufgabe, hier eine bessere Gesellschaft aufzubauen.

MH: Eigentlich wäre jetzt der Moment, den Blick nicht auf den Mars zu richten, sondern zu fragen: Was können wir hier reparieren? Und was die Terraformierung angeht: offenbar haben diese Leute *Star Trek III: The Search for Spock* nicht gesehen. Das Genesis-Projekt endet dort bekanntlich katastrophal. Ein Planet wird innerhalb kürzester Zeit neu geboren, destabilisiert und zerstört. Nur ein Beispiel dafür, wie großtechnologische Hybris uns am Ende um die Ohren fliegt.

Ja – denn was könnte schon schiefgehen? Durch meinen Artikel hindurch verfolge ich die kolonialen Tiefenstrukturen dieser Erzählungen. Die Idee, die Zivilisation auf einer angeblich leeren, roten Leinwand neu zu starten, wiederholt bekannte Muster. Dieser Mythos des „Space Cowboy“: Es ist kein Zufall, dass Branson, Bezos und Musk ihren Champagner im niedrigen Erdorbit in Cowboyhüten trinken. Mars wird als „unberührte Wildnis“ imaginiert – und damit ein zutiefst toxisches Weltbild transportiert: die Vorstellung einer toten Welt, aus der man rücksichtslos extrahieren darf. Diese Ideologie prägt bereits unseren Umgang mit der Erde und wird nun unverändert ins All übertragen – zusammen mit romantisierten Bildern des Siedlers, der Grenze und einer angeblich einfacheren Zeit. Dabei reden wir realistisch von einem Leben unter der Oberfläche des Mars, um der Strahlung zu entgehen, wir reden von giftiger Atmosphäre, lebensfeindlichen Landschaften, extremen Bedingungen. Und dennoch gewinnen diese Mythen erstaunlich unkritisch an Zustimmung – als sei die Geschichte des Siedlerkolonialismus nicht von extremer Gewalt, Enteignung, Diebstahl und Unterwerfung geprägt gewesen.

EG: Beim Lesen deines Textes sind mir zwei Begriffe immer wieder ins Auge gesprungen: Dystopie und Ablenkung. Dahinter steckt ja diese Vorstellung: Hier haben wir es nicht ganz richtig gemacht – *Manifest Destiny* ist nicht so aufgegangen wie erhofft –, aber, wie Musk sagt, auf dem Mars schaffen wir dann die Utopie. Dort machen wir es besser. Das erinnert mich an Menschen, die glauben, die Erde sei flach oder der Klimawandel sei nicht menschengemacht. Es gibt dieses verzweifelte Bedürfnis, all die Fakten in einen Mythos zu überführen, der am Ende alles wieder in Ordnung bringt. Wir Menschen sind

Geschichtenerzähler:innen, Mythenmacher:innen. Seit jeher. Und wie du sagst, reproduzieren wir diese Mythen nun auf dem Mars. Mich interessiert deshalb besonders die Rolle der Imagination.

Denn wir haben ja auch Mythen hervorgebracht, die nicht auf Siedlerkolonialismus beruhen, und Gesellschaften geschaffen, die egalitärer waren und nicht auf unterdrückenden Hierarchien aufbauten. Gibt es also einen anderen Raum (space im Original, was Möglichkeit für Wortspiele gibt, Anm. Red.) für solche imaginativen Denkweisen? Nicht unbedingt mit Blick auf den Mars, sondern auf das Hier und Jetzt: Wie könnte das unsere Perspektive nicht nur auf den Mars, sondern auch auf die Erde verändern?

Eine der zentralen Fragen, die ich in diesem Text stelle, lautet: In wessen Imaginationen halten wir uns eigentlich auf? Auch wenn ich mich damit auf dominante narrative Rahmungen im US-amerikanischen Kontext konzentriere, bedeutet das nicht, dass es keine anderen gäbe. Es sind vielmehr jene Erzählungen, die finanziert werden – die mit Macht und Ressourcen ausgestattet sind und darauf abzielen, diese Visionen möglichst bald Realität werden zu lassen.

(Doch) es gibt so viele unterschiedliche Himmels- und Kosmostraditionen, so viele verschiedene Beziehungen zum All als einem gemeinsamen, anzestralen und globalen Gemeingut. Entsprechend vielfältig sind die Stimmen – etwa innerhalb der Astrophysik und Kosmologie –, die dafür plädieren, Raum für unterschiedliche Imaginationen zu öffnen. Wir alle kennen Bilder seiner Oberfläche – dank Rover-Missionen und Vorbeiflügen von Raumsonden. Lasst uns den Mars in unserer Vorstellung besuchen! Oder in der Literatur, den Medien, mit VR-Technologien, was auch immer. Nicht um dort zu bleiben, sondern um immer wieder zurückzukehren und auf der Erde zu landen. Wir können uns so ernsthaft vorstellen, wie eine erste menschliche Kolonie dort aussehen würde: wie zutiefst einsam es wäre, als einzige Spezies dort zu leben, getrennt von all unseren mehr-als-menschlichen Verwandten. Wie es wäre, keinen Wind im Gesicht zu spüren – während man gleichzeitig von transzendenter „Freiheit“ spricht. All das kann uns helfen, immer wieder nach Hause zurückzukehren, unser Staunen für die uns umgebende Welt zu erneuern und unsere entschlossene Verpflichtung, das bewohnbare, lebensfähige Zeitfenster hier auf der Erde offen zu halten.

Frank White, ein Weltraumphilosoph, hat den Begriff *Overview Effect* geprägt. Er beschreibt die Erfahrung tiefgreifender Ehrfurcht, die viele Astronaut:innen überkommt, wenn sie ihren Heimatplaneten aus dem All betrachten: Das Gefühl von Wertschätzung, Sehnsucht, Trauer und Schönheit. Ein eindrückliches Beispiel davon stammt von William Shatner – bekannt als Captain Kirk –, der 2021 mit *Blue Origin* ins All flog. Er schrieb danach, seine Reise sei als Feier gedacht gewesen, habe sich aber wie eine Beerdigung angefühlt – "my trip to space was supposed to be a celebration. Instead, it felt like a funeral". Es sei eines der tiefsten und intensivsten Trauergefühle gewesen, die er je erlebt habe. Der Blick auf die Erde als fragile, lebensspendende Atmosphäre, auf Arten, die sich über Milliarden Jahre entwickelt haben und die wir gerade zerstören; dieser warme, nährende Ort inmitten der erbarmungslosen Kälte des Alls. Wir müssen eigentlich nicht in eine Rakete steigen, um diese Perspektive einzunehmen, oder? Die Einsicht – unser Dasein als Erdbewohner:innen in der radikalen Schönheit dieses Planeten – war uns von hier unten aus immer schon zugänglich.

EG: Ja. Wir müssen dazu nur unsere Rahmung verschieben. Der Fisch erkennt bekanntlich nicht das Wasser, in dem er schwimmt. Wir sind tief durchtränkt von Manifest Destiny, von Frontier-, Wild-West- und weiß-suprematistischen kolonialen Paradigmen. Mars erscheint uns dann ganz selbstverständlich als nächster Schritt – weil wir so auch der Erde begegnen.

Ein weiterer Punkt, der mir extrem wichtig erscheint, ist der Aufstieg eines selbstbewussten Anti-Intellektualismus. Es gilt mittlerweile als Auszeichnung, anti-intellektuell zu sein: sich nicht für andere Arten zu interessieren, den Klimawandel zu leugnen, die Zerstörung unserer Denk- und Deutungsmuster nicht einmal anzuerkennen. Das zieht sich auch durch deinen Text: Der wachsende Anti-Intellektualismus prägt massiv, wie wir alles betrachten. Ganz gleich, ob direkt vor unseren Füßen – oder weit draußen im All…

Der Begriff *Marsifizierung*, den wir verwenden, knüpft genau daran an: Er bezeichnet diese Phase, in der enorme Anstrengungen unternommen werden, den Mars bewohnbar zu machen, während die Erde zunehmend unbewohnbar gemacht wird. Es ist die Ausdehnung kolonialer Fantasien über die Atmosphäre der Erde hinaus – Manifest Destiny bis zu den Sternen. Ich bin

übrigens fast vom Stuhl gefallen, als Donald Trump bei seiner Amtseinführung wörtlich erklärte, man werde Manifest Destiny – das angeblich offenkundige Expansionsschicksal – der USA bis in die Sterne verfolgen.

MH: Oh ja.

Und dann die Ankündigung, die Stars and Stripes (gemeint ist die US-amerikanische Flagge, Anm. Red.) auf dem Mars zu errichten. Wie unverfroren und offenkundig ist das eigentlich? Mein Text ist zwar US-zentriert, aber das Projekt ist global. Weltweit fließen enorme Summen in Mars- und Mondmissionen. Die NASA etwa verfolgt mit dem NASA-Programm *Artemis* das Ziel, nach über fünf Jahrzehnten auf den Mond zurückzukehren und dort am Südpol eine dauerhafte menschliche Präsenz aufzubauen – ausdrücklich als Sprungbrett zum Mars. Aber auch China plant eine Mondbasis am Südpol. Wenn wir also über Imagination nachdenken und über unsere vielfältigen Beziehungen zum nächtlichen Himmel: Der Mond ist uns etwas zutiefst Vertrautes. Manchmal blicke ich in Richtung Vollmond und denke: Wie wäre es wohl, zu wissen, dass dort Menschen leben – oder Tagebaue betrieben werden?Gerade deshalb ist es so wichtig, einerseits den imaginativen Raum offen zu halten und sehr unterschiedlichen Stimmen zuzuhören, die ganz verschiedene Zukunftsvisionen entwerfen, und andererseits die toxischen Weltbilder in den dominanten Rahmungen kritisch zu analysieren – jene Erzählungen, mit denen wir permanent bombardiert werden.

MH: Das ist im Kern eine sehr alte Botschaft: amerikanischer Exzeptionalismus. Er wird einfach ins All projiziert, auf den Mars oder wohin auch immer. Wie du in deinem Text unter Bezug auf Linda Billings von der NASA zitierst, geht es dabei um Frontier-Pioniergeist, ständigen Fortschritt, Manifest Destiny, freien Markt, rauen Individualismus und ein angebliches Recht auf grenzenloses Leben. Das ist das, was Gore Vidal einmal die United States of Amnesia nannte: Wir vergessen bequemerweise, wie katastrophal diese Ideologie für die Mehrheit der Menschen und andere Lebewesen weltweit war. Die Vorstellung, das einfach woandershin zu verpflanzen, ist kaum ein Grund zum Feiern…

EG: Ich muss hier einfach Gil Scott Heron zitieren: I can’t pay my doctor bills, but whitey’s on the moon. Das ist heute genauso relevant wie damals – 50, 55 Jahre später. Und es wirft ganz grundlegende moralische

Fragen zur Finanzierung dieser Fantasien auf. Musk spricht davon, Millionen Tonnen an Fracht zum Mars zu bringen. Diese Last mag enorm erscheinen – sie wiegt jedoch vermutlich weniger schwer als das kulturelle Gepäck, das wir mitnehmen würden, und als das spektakuläre wie zugleich hochkomplexe Unterfangen planetarer Ingenieurskunst, das damit verbunden ist. Gemeint ist die Vision der Terraformierung: den Mars mithilfe orbitaler Spiegel aufzuheizen, die Polkappen zu „nuken" (also atomar zu zerstören, Anm. Red.) – ein Szenario, über das Musk gern spricht –, das Ausbringen photosynthetischer Pflanzen und gentechnisch veränderter Mikroben zur Atmosphärenbildung und so weiter.

Noch viel schwieriger als all das ist es jedoch, sich ernsthaft mit unserer Geschichte auseinanderzusetzen, mit unserer Gegenwart – und alternative Zukünfte zu entwerfen. So viel Imagination hier auch mobilisiert wird: Es gibt eine erschreckende Verarmung der Weltbilder. Mars fungiert als Spiegel, als Rorschachtest – er zeigt, wie wir über die Erde denken. Dominante unternehmerisch-kolonial-kapitalistische Perspektiven betrachten die Erde als bloße Ressource, als tote Materie. Karge Orte, wie Wüsten – die im Vergleich zum Mars üppig sind –, die Antarktis oder die Tiefsee gelten als „wertlos" und müssen erst durch Geoengineering produktiv gemacht werden. Dabei sind wir mit all diesen Orten zutiefst verflochten. Paradoxerweise sind selbst Tiefsee und Antarktis für Menschen weit lebensfreundlicher als der Mars – und dennoch lebt dort niemand dauerhaft.

Ja. Mehr Menschen waren auf dem Mond als in der abyssalen Tiefseezone…

MH: Der Historiker in mir tut sich schwer damit, wie billig diese Narrative immer wieder recycelt werden – fast ohne jede Analyse. Es wird viel darüber gesprochen, dass Trump sich rhetorisch an William McKinley anlehnt, den rechtsgerichteten Wirtschaftspolitiker des späten 19. Jahrhunderts, der stark von den imperialen Strategien Alfred Thayer Mahans geprägt war: Kanäle bauen, die Ozeane erobern – damals eben noch nicht den Weltraum. In den 1960er Jahren wurde dies mit Gene Roddenberrys Final Frontier weitergesponnen.

Interessanterweise knüpft Trump aber in vieler Hinsicht eher an James K. Polk und die Expansionisten des Mexikanisch-Amerikanischen Krieges an.

Dort entstand der Begriff Manifest Destiny, geprägt vom Journalisten John O'Sullivan: das göttlich legitimierte Recht zu besetzen – was „verbessern" bedeuten sollte, und dabei Vertreibung, Auslöschung und Völkermord an indigenen Bevölkerungen ebenso einschloss wie Umweltzerstörungen, um jeden Preis. Zu behaupten, dieses Projekt sei – auch nur ansatzweise – erfolgreich gewesen, blendet die tatsächlichen Kosten unserer Ignoranz aus. Und genau das befeuert den Anti-Intellektualismus in einer Art Teufelskreis, der uns unfähig macht zu begreifen, was wir gerade verlieren: den einzigen bewohnbaren Planeten, den wir haben.

Zurück zu Planet B: Ich finde diesen Teil deines Textes besonders eindrücklich. Du gehst dort ja auch auf China ein, auf das neue Weltraumrennen, auf Narrative von Entdeckung, Fortschritt und Transzendenz. Vielleicht können wir dorthin noch einmal wechseln – auch wenn ich selbst gerade sehr stark in der Vergangenheit verhaftet war.

Ja, sehr gerne. Und wichtig ist dabei: Dieses neue Weltraumrennen findet nicht nur zwischen Nationalstaaten statt, sondern ist stark privatisiert – angetrieben von konkurrierenden Milliardären. Und wenn wir über Planet B sprechen: Dieser Slogan wird seit Jahren bei Klimaprotesten weltweit verwendet – „There is no Planet B". Er soll Aufmerksamkeit erzeugen, Dringlichkeit vermitteln und daran erinnern, dass wir so handeln müssen, als sei dies unser einziger Planet – weil er es ist. Wenn nun ständig von einem Planet B die Rede ist, stellt sich die Frage: Was bedeutet das für die Priorität von Planet A?

Danke auch dafür, die religiöse Dimension der Manifest Destiny zu benennen – die Vorstellung, dass dieses Expansionsprojekt göttlich legitimiert sei. Betrachtet man die unterschiedlichen Transzendenz-Narrative, dann funktionieren sie oft wie eine säkularisierte Version der christlichen Entrückung: Eine ausgewählte Elite steigt auf und verlässt eine Welt, die als verloren, als Todesfalle oder als grundsätzlich unlebenswert dargestellt wird. Darauf macht unter anderem Naomi Klein sehr eindringlich aufmerksam. Aus dem Silicon Valley hören wir eine messianische Sprache: über Mars, über Weltraumkolonisierung, über Transhumanismus, Longtermism – all diese Ideologien kreisen um die Idee, dass Technologie uns retten werde. Das sind

techno-salvatorische Weltbilder. Mars als Erlösungsversprechen verspricht Befreiung von den Beschränkungen und dem Leiden des menschlichen Körpers – von unserer Biologie, von der Sterblichkeit, von der Endlichkeit des Lebens. Ideen von Unsterblichkeit, Start-ups zur Kryokonservierung von Körpern oder Bewusstseins-Uploads: all das speist sich aus dem Wunsch, sich von den planetaren und körperlichen Grenzen zu lösen. Gerade deshalb müssen wir diese Freiheitsversprechen kritisch befragen.

MH: Mit einem *Oregon Trail* zum Mars gäbe es jedenfalls mehr als nur die Ruhr (schwere Durchfallerkrankung, welche auch die kolonialen Siedler:innen in Nordamerika mit sich brachten, Anm. Red.) zu fürchten.

Wenn ich an die schillernde Weite des Alls denke, denke ich erstaunlich oft an ---- Stuhlgang im Weltraum. Das ist nämlich alles andere als einfach – in Schwerelosigkeit erst recht. Ich ermutige die Leute wirklich, sich das einmal anzuschauen und sich ernsthaft vorzustellen, wie der Alltag für eine menschliche Physiologie aussieht, die sich gemeinsam mit diesem Planeten entwickelt hat. Abseits der Erde wird jede alltägliche Tätigkeit, jedes Funktionieren, zur Herausforderung. Diese Vision, sich von all dem zu befreien – also: einige wenige Menschen –, bedeutet auch, sich vom Lernen aus den Zyklen unseres Planeten zu lösen, vom Erleben des menschlichen Körpers in all seinen Facetten, von der Kostbarkeit und Endlichkeit des Lebens, die sich im Spiegel des Todes zeigt. Stattdessen wird nach einem Notausgang gesucht. Und da erscheint es einfacher, sich Terraforming auf dem Mars vorzustellen, als alle verfügbaren Ressourcen in unseren einen, einzigen Heimatplaneten zu investieren.

EG: Das ist interessant, denn offensichtlich haben sie nicht nur *Star Trek* nicht gesehen, sondern auch *Nosferatu* nicht. Die ganze Pointe dort ist ja: Man sollte dieses Wesen bemitleiden, weil es ewig leben muss. Sterblichkeit ist etwas Gutes – niemand will ein blutsaugender Untoter sein. Diese quasi-schöpfungstheologische Dimension gibt es schon in der Entwicklung Künstlicher Intelligenz: etwas wird nach dem eigenen Ebenbild erschaffen. Und so wird auch nach dem Ebenbild dieser vermeintlichen „Götter“ marsifiziert, dieser Schöpferfiguren, dieser Billionauts, die alles nach ihrem Bild formen. Nicht nach dem Ebenbild der Vielen, sondern nach dem Selbstbild dieser „Schöpfer“, dieser

Billionauts, die sich als Halbgötter inszenieren, mit Anleihen aus *Herr der Ringe*. Das ist alles extrem unheimlich – und zutiefst techno-faschistisch.

MH: Es ist diese Milliardärsklasse im Spätkapitalismus, die den Planeten wie eine Müllhalde behandelt – und exakt dasselbe bereits mit dem Weltraum tut. Viel Glück dabei, überhaupt zum Mars zu gelangen, ohne mit dem Weltraumschrott zu kollidieren, der die Erde inzwischen umgibt! Und ich meine nicht nur Satelliten. Der Weltraum wird längst als nächste Deponie genutzt. Das bekommt kaum Aufmerksamkeit – außer, wenn zufällig etwas vom Himmel fällt. Und dann hoffen wir, dass es im Ozean landet, weil wir uns um den ja ebenfalls nicht kümmern, obwohl wir ohne ihn verloren wären. Ich will hier eigentlich gar nicht in eine reine Untergangsschleife verfallen. Aber die Milliardärsklasse projiziert überall dieselben fehlerhaften Programme: auf der Erde, im All, auf dem Mars. In welchem System auch immer – das Ethos bleibt kurzsichtig, narzisstisch und selbstzerstörerisch. Aus einer humanistischen Perspektive sind das absolute Fehlzündungen.

Ja, absolut. Man sieht das ja bereits an der Vorstellung, sich in vergoldete Bunker zurückzuziehen, um in einer Welt zu überleben, deren Zerstörung man selbst beschleunigt. Es ist eine apokalyptische Vision, die stärker auf das Danach fixiert ist als auf das Jetzt – ganz gleich, ob es um Bunker geht, um den Weltraum, um den Mars oder um die Ideologie des *Longtermism*. Darin heißt es dann, der Mensch werde sein Bewusstsein irgendwo digital hochladen, das All kolonisieren oder in gigantischen rotierenden Zylindern abseits der Erde leben – Jeff Bezos schwebt das vor –, während die Erde zu einer Art Naturreservat wird, das die Elite gelegentlich besuchen kann. All das soll angeblich sicherstellen, dass „wir“ über Milliarden von Jahren hinweg existieren. Genau darin liegt die große Gefahr: Sorge und Verantwortung werden auf ein abstraktes menschliches Gedeihen anderswo und in ferner Zukunft verschoben – statt sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren.

EG: Und dazu kommt: Götter müssen niemals hinter sich aufräumen. In all diesen Mythen – ob Zeus oder das Christentum – übernimmt kein Gott Verantwortung für die eigenen Trümmer. Genau dieses Paradigma wiederholt sich hier: Wir dürfen alles ruinieren, ziehen einfach weiter auf einen anderen Planeten und müssen uns nicht um die Folgen kümmern.

Das ist eine zutiefst verdrehte Selbst-Vergöttlichung innerhalb des kapitalistisch-kolonialen Weltbildes.

Wir erleben einen Kampf der Imaginationen, einen Wettstreit unterschiedlicher Mythologien. Gerade deshalb ist es entscheidend, sich an die vielen mythologischen Warnungen zu erinnern, die uns vor maßloser Hybris, Arroganz, Ignoranz und Narzissmus warnen – und vor den Konsequenzen, die daraus folgen. Mich interessiert daher, auf welche Weise das Bild des Mars – ja, der Mars selbst – uns dabei helfen kann, auf unterschiedliche Art nach Hause zurückzukehren und unsere Wahrnehmung zu verschieben: unseren Blick auf den Planeten, unser Weltverhältnis – und letztlich auch unseren Umgang mit der Erde.

Informationen zum Gespräch

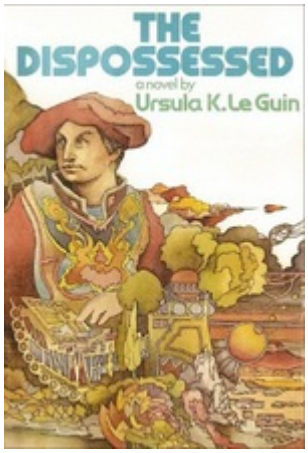
Zara Zimbardo ist Autorin, Kulturtheoretikerin und Medienkünstlerin. In ihrer Arbeit verbindet sie kritische Technik-, Umwelt- und Kolonialismusanalyse mit Fragen der Imagination und Zukunftsentwürfe. Gemeinsam mit dem Bureau of Linguistical Reality prägte sie den Neologismus *Marsification*. Ihr Konzeptalbum Marsification: A Tale of Planetary Grief sowie eine Sammlung kuratierter Materialien – unterschiedliche Diskurse und Perspektiven auf den Weltraum, darunter dekoloniale, feministische, queere, afrofuturistische und indigene Zukunftsentwürfe ebenso wie kritische Analysen – findet sich auf der Webseite marsification.com.

Das Gespräch „Marketing Mars and AI Battle Space“ in voller Länge auf Englisch, ebenso der darin mehrmals erwähnte Artikel „Marketing Mars“ vom 5. Juni 2025. Das Gespräch ist Teil der „Project Censored Show“ auf Pacifica Radio mit den Hosts Mickey Huff und Eleanor Goldfield. Der Podcast wurde im Juni 2025 auf Englisch erstveröffentlicht und kann ebenfalls auf der oben genannten Webseite nachgehört werden.

Für eine deutsche Version wurde der Beitrag leicht gekürzt. Übersetzung: Johanna Bröse.

Zitathinweis: Redaktion: "Wenn Mars die Antwort ist - was war nochmal die Frage?". Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/3Vwnj.

Jenseits von Besitz



Ursula K. Le Guin
The Dispossessed
An Ambiguous Utopia

Mit einer unvollkommenen Utopie lädt uns der Science-Fiction-Klassiker ein, eine Zukunft ohne Privateigentum und Hierarchien zu imaginieren.

Rezensiert von Julia Espindola

Angesichts der multiplen Krisen, die unseren Planeten prägen, wirkt selbst das Weltall nicht mehr wie ein Zufluchtsort: Raketenstarts als PR-Spektakel, Tech-Milliardäre mit Space-Tourismus-Fantasien und die Vision eines Kosmos, der zum nächsten Rohstofflager wird. Das Bild eines expandierenden Kapitalismus scheint unveränderbar wie die Schwerkraft selbst. Gerade deswegen lohnt sich ein Blick auf die spekulative Fiktion: nicht als reiner Eskapismus oder warnende Geschichte vor der unvermeidlichen Apokalypse, sondern als Versuch, unsere verlorene Vorstellungskraft zurückzuerobern.

Ursula Le Guins Roman „The Dispossessed“ (der auf Deutsch unter verschiedenen Titeln erschienen ist, unter anderem „Planet der Habenichtse“) fragt danach, wie eine gelebte Utopie aussehen könnte, mit all ihren Erfolgen und Problemen. Fern und zugleich nah an der Erde entwirft Le Guin eine Erzählung zwischen zwei Welten: Die Mondkolonie Anarres steht für den anarchistischen Traum einer Gesellschaft ohne Klassen, in der Arbeit und Ressourcen kollektiv geteilt werden, der Mutterplanet Urras hingegen für ein System, das dem Kapitalismus unserer Realität entspricht, bestimmt von Profit, Konkurrenz und starkem Individualismus. Die Brücke zwischen beiden Welten ist Shevek, ein Wissenschaftler, der auf Anarres lebt und nach Urras reist, um sein Wissen zu teilen. Doch er erkennt schnell: In einer Gesellschaft,

die alles privatisiert und nur auf Gewinn ausgerichtet ist, kann seine Erkenntnis nie dem Gemeinwohl dienen.

Anarres: Die Widersprüche einer gelebten Utopie

Im Buch wechseln die Kapitel, die Sheveks Leben auf Anarres und die, die seine Ankunft auf Urras beschreiben, sodass die zwei Lebensrealitäten einfach zu vergleichen sind. Auf Anarres basiert die gesellschaftliche Organisation auf Freiwilligkeit und Gemeinwohl. Eigentum existiert nicht, Arbeit wird als Beitrag zum Kollektiv verstanden und Kinder wachsen nicht in Kleinfamilien, sondern in Gemeinschaftseinrichtungen auf. Die Sprache selbst wurde neu gedacht, um Besitzlogik zu vermeiden. In der Pravic-Sprache auf Anarres gibt es keine Possessivpronomen und somit werden Konkurrenz und Aneignung schon sprachlich erschwert. Hier zeigt sich die Kraft der Vorstellung: Indem Le Guin Institutionen wie Geld, Eigentum, Arbeit und sogar die Sprache an sich hinterfragt, eröffnet sie neue Möglichkeiten des Zusammenlebens, die nur durch eine Übung der Imagination existieren können.

Dennoch bleibt Anarres nicht frei von Spannungen. Odo, die politische Vordenkerin der Bewegung, formulierte eine Ethik der Freiheit und Gegenseitigkeit, die Hierarchie und Besitz in Frage stellt. Der Mond ist karg und ressourcenarm, Mangel und Entbehrung prägen den Alltag und zwingen die Gesellschaft, Versorgung und Arbeit solidarisch zu organisieren. Engpässe werden gemeinschaftlich bewältigt, nicht durch Zwang, sondern durch Verantwortungsgefühl. Gleichzeitig entstehen Spannungen zwischen individuellen Bedürfnissen und kollektiven Anforderungen: Shevek zum Beispiel fühlt sich in seiner Arbeit unterschätzt. Sein Vorgesetzter, der Leiter des Physiklabors, setzt strenge Vorgaben durch, um Stabilität zu ermöglichen. Sheveks innovative Ideen stehen in direktem Gegensatz zum Pragmatismus, der auf Anarres notwendig ist. Dieser Konflikt ist Grund dafür, seine Theorie der Simultanität nach Urras zu bringen. Diese Dynamik verdeutlicht die Schwierigkeit, völlige Freiheit und Effizienz in Einklang zu bringen. Dennoch: Am Ende des Tages muss auf Anarres niemand unter Hunger oder Not leiden. Sheveks wissenschaftliche Arbeit zur Simultanität in der Physik lässt sich als Metapher für die Utopie lesen. Seine Theorie erklärt, dass die Zeit nicht linear

verläuft, sondern dass Ereignisse gleichzeitig wirken und verbunden sind. Wirklichkeit ist dadurch kein gerader Weg, sondern ein Geflecht von Beziehungen. In diesem Sinne kann man auch die Realität in Anarres verstehen: Die Utopie ist kein fernes Ziel, sondern etwas, das im Alltag gelebt wird und sich ständig verändert. Sie löst nicht alle Konflikte, doch durch radikale Umverteilung und die Umgestaltung von Arbeit, Familie und Sprache entsteht ein Raum neuer Möglichkeiten. Die Utopie ist weniger Endpunkt als fortlaufender Prozess, der immer wieder fragt, wie wir zusammenleben wollen. In den Worten der Idealistin Odo: „Veränderung ist Leben.“ (S. 139)

Urras: Kulturschock im Kapitalismus

Während seiner Reise auf Urras begegnet Shevek einer Welt, die ihm ganz fremd erscheint. Interessanterweise haben aber die Ideen, die Anarres prägen, dort ihren Ursprung. Odo wurde auf Urras geboren und entwickelte ihre Gedanken als Reaktion auf das System, in dem sie lebte. Shevek reist mit dem Wunsch nach Austausch und hofft, dass seine Theorie dem Gemeinwohl dienen könnte. Doch muss er bald feststellen, dass diese Hoffnung naiv ist. Er lebt im Luxus als Gast und Akademiker, trifft bedeutende Politiker*innen und angesehene Wissenschaftler*innen. Er genießt großen Respekt. Doch all die formale Anerkennung nimmt ihm nicht das Gefühl der Isolation: Die sozialen Hierarchien sind starr, allein persönliche Interessen stehen im Vordergrund, und echte Zusammenarbeit findet kaum statt.

Besonders der Umgang mit Frauen überrascht Shevek. Zum ersten Mal erlebt er, welche Vorteile ein Mann in einer patriarchalen Ordnung hat, und vieles erscheint ihm dabei verwirrend und widersprüchlich. Er bemerkt etwa, dass die Arbeit seiner Kollegin Gvarab, trotz ihrer beeindruckenden Forschung, von männlichen Kollegen kaum Beachtung findet. Immer wieder fragt er sich, wo die Frauen sind: in den Universitäten, bei politischen Treffen, sogar in den Raumschiffen. Auch andere soziale Strukturen wirken fremd auf ihn. Dienstpersonal, militärische Macht und der sichtbare Umgang mit Reichtum zeigen eine Gesellschaft, in der Herkunft und Geschlecht festlegen, wie viel Freiheit und Handlungsspielraum ein Mensch hat. Am Ende entdeckt er, dass seine Theorie für militärische Zwecke und für Machtgewinn eingesetzt werden soll, etwas, das seinen eigenen Werten völlig widerspricht. Er kehrt nach Anarres zurück mit der Feststellung, dass das Versprechen von individueller

Freiheit durch Eigentum sich niemals einlösen kann: „Ihr, die Besitzer, ihr seid besessen. Ihr sitzt alle im Gefängnis. Jeder für sich, einsam, mit einem Haufen dessen, was er besitzt.“ (S. 194)

Zurück auf unsere Welt mit leeren Händen

„Wenn es Anarres ist, das ihr wollt, wenn es die Zukunft ist, die ihr sucht, dann sage ich euch, dass ihr mit leeren Händen kommen müsst“ (S. 248), sagt Shevek vor seiner Abreise von Urras. Worte voller Hoffnung und zugleich eine Aufforderung, unsere Denkweise zu hinterfragen und neue Möglichkeiten zu sehen. Darin zeigt sich, was Literatur leisten kann: Sie macht andere Formen des Zusammenlebens vorstellbar und öffnet den Blick für das, was wir als selbstverständlich hinnehmen. Le Guin macht erfahrbar, dass alternative Lebensweisen möglich sind, wenn wir vertraute Regeln, Besitzdenken und Machtstrukturen hinterfragen. In diesem Sinne bedeutet Freiheit nicht, nur den eigenen Willen durchzusetzen, sondern die eigenen Bedürfnisse mit anderen auszubalancieren. Sie kann nur dort bestehen, wo Macht nicht ungleich verteilt ist und niemand über die Lebensbedingungen anderer verfügt. Wenn uns stets eingeschärft wird, dass die Zukunftsvorstellungen nur innerhalb des kapitalistischen Rahmens möglich sind, also gesellschaftliche Strukturen unveränderbar scheinen, zeigt „The Dispossessed“, dass es Alternativen gibt. Nichts in unserer Welt ist festgeschrieben: nicht Eigentum, Arbeit, Familie, Sprache und auch nicht die Techbros, die unsere Welt so stark prägen. Und wie Anarres einst als Idee inmitten eines kapitalistischen Systems begann, können auch wir innerhalb unserer unvollkommenen Welt neue Möglichkeiten denken und gemeinsam Wirklichkeit werden lassen. Während kapitalistische Machtträume von individuellem Aufstieg und unendlicher Akkumulation unsere Fantasie begrenzen, lädt uns Le Guin ein, durch spekulative Fiktion neue Möglichkeiten eines gerechten und nachhaltigen Zusammenlebens zu imaginieren.

Ursula K. Le Guin 1974:
The Dispossessed. An Ambiguous Utopia.
Harper & Row, New York City.
ISBN: 0-06-012563-2.
300 Seiten.

Zitathinweis: Julia Espindola: Jenseits von Besitz. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/VjpAK.

Die Welt als Flickenteppich

Quinn Slobodian
Kapitalismus ohne Demokratie
Wie Marktradikale die Welt in Mikronationen, Privatstädte und Steueroasen zerlegen wollen

*Mit Kleinststaaten, Privatstädten, Offshore-Zentren und Kolonien im All schützen Anarchokapitalist*innen das Kapital vor dem Zugriff des Staates.*

Rezensiert von Anja Hertz

Was haben Hongkong, Liechtenstein, Somalia und das Metaverse gemeinsam? So überraschend es klingen mag: All diese geographischen und virtuellen Räume waren oder sind Gegenstand rechtslibertärer Utopien, wie Quinn Slobodian in „Kapitalismus ohne Demokratie: Wie Marktradikale die Welt in Mikronationen, Privatstädte und Steueroasen zerlegen wollen“ ausführt.

In seinem 2018 erschienenen Band „Globalisten“ hatte Slobodian dargestellt, wie Ordoliberale auf das Zeitalter des Völkerbunds und der Dekolonisierung reagierten, indem sie nach Verfahren suchten, ökonomische Prozesse mithilfe eines Geflechts von rechtlichen Vorgaben, Handelsabkommen und internationalen Organisationen dem Zugriff des *demos* zu entziehen. Mit seinem neuen Band setzt der kanadische Wirtschaftshistoriker seine Geschichte des Neoliberalismus fort. In den Fokus rückt jedoch ein anderer Aspekt: die wachsende Zahl an Sezessionsbestrebungen, an Kleinststaaten und Sonderwirtschaftszonen, von denen sich Rechtslibertäre ein Reich der unternehmerischen Freiheit erhoffen.

„Schafft einen, viele Nationalstaaten!“

Slobodian beleuchtet einen Zeitabschnitt von den 1970er Jahren bis zur Gegenwart mit besonderem Fokus auf die 90er Jahre und verkompliziert dabei die gängige Erzählung über das Zeitalter der Globalisierung, die in etwa so geht: Mit dem Ende der Sowjetunion setzte eine historische Phase ein, in der sich das Westfälische Modell souveräner Nationalstaatlichkeit mit klar abgegrenztem Territorium verallgemeinerte. Ökonomischer Liberalismus mit weltweitem schrankenlosem Handel werde dabei, so die verbreitete Hoffnung, nach und nach auch zu einer weltweiten Durchsetzung politischer Freiheiten führen.

Diesen liberalen Geschichtsoptimismus konterkariert Slobodian, indem er einen höchst einflussreichen Strang neoliberaler und anarchokapitalistischer Theoriegeschichte beleuchtet, der politische Freiheiten für die Massen in erster Linie als tyrannische Einschränkung unternehmerischer Freiheit begreift und dem umverteilenden und in internationale Vertragswerke eingebundenen Nationalstaat die Logik der Zone entgegensetzt. Zwar bringt der globalisierte Kapitalismus ohnehin die Nationalstaaten in verschärfte Konkurrenz um die besten Verwertungsbedingungen für ein immer mobiler werdendes Kapital, doch bildet nach Auffassung der Marktradikalen die Form des demokratischen Nationalstaats immer noch eine schwer vollständig zu überwindende Schranke. Deshalb gelte es, ihn in sub- und parastaatliche Einheiten aufzubrechen, um so einen „rechtlichen Pluralismus“, das heißt, einen Marktplatz der Rechtsordnungen, ins Werk zu setzen, aus dem sich das Kapital das für den jeweiligen Unternehmenszweck günstigste Modell aussuchen kann – für das forschungsintensive Unternehmen die Zone mit den niedrigen regulatorischen Standards, für den Niedriglohn-Produktionsstandort die Zone, in der gewerkschaftliche Organisierung verboten ist, oder einfach die Steueroase.

Kolonialismus unter anderem Vorzeichen

Bekanntlich handelt es sich bei zahlreichen Steueroasen um britische Territorien; am Beispiel von Hongkong, Canary Wharf in London und Singapur zeigt Slobodian aber, dass auch andere Aspekte des Systems der Zonen ihren Ursprung in der Politik des britischen Empires und kolonial-

extraktivistischen Praktiken haben. Bereits in den 70er Jahren konnte sich Chicago Boy Milton Friedman für die britische Kronkolonie Hongkong begeistern: „abgeschirmt gegen die Forderungen der Bevölkerung und zugleich in der Lage, flexibel auf die Forderungen des Marktes zu reagieren, eine unaufhaltsame kapitalistische Naturgewalt“ (S. 31). Die Verträge mit China, die Großbritannien 1898 für 99 Jahre die Herrschaft über das formal souveräne Niedrigzoll-Territorium sicherten, waren das Ergebnis brutaler kolonialer Gewalt und diese Kombination aus Gewalt, Territorium und Gesetz bildete, so Slobodian, das Muster für das „Flickwerk der Semisouveränität“, das „im folgenden Jahrhundert bei der wirtschaftlichen Globalisierung angewandt wurde“ (S. 33).

Südafrika wiederum bietet gleich zwei Beispiele für territoriale Herauslösungen aus einem Nationalstaat, an denen zugleich deutlich wird, warum sich auch Rassentheoretiker für das Modell der Zonen begeistern können: Während der Apartheids-Periode segregierte die südafrikanische Regierung die schwarze Bevölkerung in sogenannte Bantustans, die in erster Linie die komplette Rechtlosigkeit der damit ausgebürgerten Schwarzen Arbeitskräfte im *weißen* Südafrika festschrieb, zugleich aber mit einem trügerischen Schein der Selbstbestimmung versah. Die Ciskei, eines der Bantustans mit dem höchsten Grad an formeller Eigenständigkeit, wurde unter der Ägide südafrikanischer Rechtslibertärer und ihrem auf Lebenszeit ernannten, gewerkschaftsfeindlichen Präsidenten in den 1980er Jahren zum neoliberalen Versuchslabor: Für rechtlich aus dem Territorium herausgelöste Offshore-Räume wurden internationale Investoren angeworben – vor allen aus Hongkong und Taiwan, wo die Löhne im produzierenden Gewerbe angestiegen waren –, die dort in Sweatshops zu vom südafrikanischen Staat subventionierten Dumpinglöhnen produzieren ließen. Sozialer Protest wurde mithilfe des Gewaltapparats des Apartheidsstaates zerschlagen.

Während dieses Feigenblatt Schwarzer Pseudo-Autonomie mit dem Ende der Apartheid aufgelöst wurde, entstand nahezu zeitgleich ein weiterer Miniatur-Ethnostaat: Orania wurde 1990 von Afrikaaner (Buren)-Nationalisten als eine *weiße* Enklave in Form einer privaten Körperschaft mit eigener Währung und niedrigen Steuern gegründet. An die Stelle des Gesellschaftsvertrags tritt hier der zwischen Eigentümern, gesellschaftlicher Zusammenhalt wird durch die Logik der Familie, des Clans und der Ethnie gestiftet. Orania gilt nach wie vor

unter Rechtslibertären als Muster und hat sowohl in Australien wie auch in den USA Nachahmer gefunden.

Die Zone in der Cloud

Die Erfolgsgeschichte der Zone seit den 90ern Jahren ist, insbesondere in den letzten 20 Jahren, eng mit der ihrer Finanziers verknüpft: den Unternehmern und Venture-Kapitalisten des Silicon Valley. Die gegen lokalen Widerstand als Sonderwirtschaftszone in Honduras errichtete Start-up-Stadt Próspera wird von einem Unternehmen geleitet, in das die Venture-Capital-Gesellschaft Pronomos investiert ist; diese wurde von Patri Friedman, dem Enkel Milton Friedmans, gegründet. Zu den wesentlichen Investoren zählen die eng mit der Trump-Administration verbandelten PayPal Gründer und Silicon-Valley-Größen Marc Andreessen und Peter Thiel. Die offizielle Währung in Próspera ist der Bitcoin und Unternehmen, die sich dort ansiedeln, können sich aus einem Katalog möglicher Rechtsformen die für sie passende aussuchen.

Doch wie der andauernde Ärger mit der honduranischen Regierung zeigt, ist die Begrenztheit der Ressource Land und die Tatsache, dass dieses Land immer schon zu irgendeinem Staat gehört, ein Problem, für das die neueren Ideologen der Zone kreative Lösungen zu finden bemüht sind. Friedman war es auch, der bereits 2008 das Seasteading Institute gründete, das sich der Gründung autonomer schwimmender Städte zu See verschrieben hat, ein Vorhaben, das bislang nicht von dauerhaften Erfolgen gekrönt ist. Noch wolkiger sind die Vorhaben von Tech-Unternehmern wie Balaji Srinivasan, der von einem Exit der Tech-Branche ins Digitale träumt, oder Facebook-Gründer Marc Zuckerberg, der wenig erfolgreich mit dem virtuellen Raum Metaverse die Begrenzungen der physischen Welt zu überwinden hofft. In diese Reihe gehört auch Elon Musks erst nach Erscheinen von Slobodians Studie zu größerer Bekanntheit gekommener Plan, größtmögliche Ressourcen auf die Besiedlung des Mars zu verwenden. Pläne also, die man als Schrullen größenwahnsinniger Science-Fiction-Leser abtun könnte, wenn ihre Urheber nicht mit hinreichend Mitteln ausgestattet wären, um durch ihre Verfolgung reale Schäden an diesem Planeten und seinen Bewohnern anzurichten.

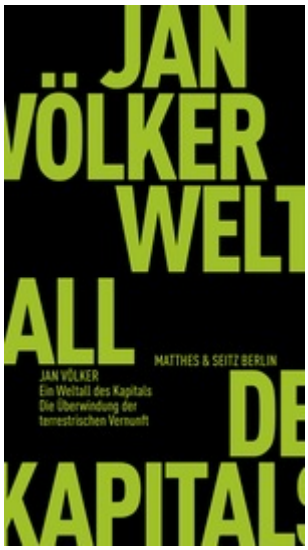
Am erfolgreichsten, schließt Slobodian, sind Zonen jedoch dann, wenn starke Nationalstaaten wie Saudi-Arabien oder China mit seiner neuen Seidenstraße

sich ihrer zur Durchsetzung ihrer ökonomischen und politischen Interessen bedienen. Denn trotz aller anti-etatistischen Rhetorik sind die Unternehmen von anarchokapitalistischen Protagonisten wie Peter Thiel in hohem Maße abhängig von Staatsgeldern. Es ist eine Stärke von Slobodians materialreicher Untersuchung, dass sie trotz eines klar ideengeschichtlichen Fokus immer wieder auch die Durchsetzung dieser Ideen und den Widerstand dagegen in den Fokus rückt. Zugleich schärft sie den Blick dafür, wie gesellschaftlich wirkmächtig das auf den ersten Blick abseitig wirkende Modell der Zone über die letzten Jahrzehnte geworden ist.

Quinn Slobodian 2023:
Kapitalismus ohne Demokratie. Wie Marktradikale die Welt in Mikronationen, Privatstädte und Steueroasen zerlegen wollen. Übersetzt von: Stephan Gebauer.
Suhrkamp, Berlin.
ISBN: 978-3-518-43146-7.
427 Seiten. 32,00 Euro.

Zitathinweis: Anja Hertz: Die Welt als Flickenteppich. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/iypow.

Denken im Orbit



Jan Völker
Ein Weltall des Kapitals
Die Überwindung der terrestrischen Vernunft

Private Raumfahrtprogramme formen ein neues Denken, das den Menschen von allen irdischen Zwängen befreit – außer denen des Kapitalismus.

Rezensiert von Sascha Kellermann

Die Zeit des Kalten Krieges war auch ein Wettstreit um die Vorherrschaft im All: Wer würde als erstes im All spazieren gehen, wer würde als erstes den Mond betreten. Ost oder West? Zwar kam die Raumfahrt nach dem Ende der Blockkonfrontation und der politischen Neuordnung in den 1990er Jahren keineswegs zum Erliegen, doch erst in den letzten Jahren hat sie erneut eine Hochkonjunktur erfahren: allerdings unter grundlegend veränderten Vorzeichen. Nicht mehr staatliche Programme und geopolitische Konkurrenz bestimmen das Geschehen, sondern privatwirtschaftliche Akteure machen sich auf zu interstellaren Ufern und eröffnen eine neue Phase der Raumfahrt.

Diese Verschiebung nimmt der Philosoph Jan Völker in seinem äußerst spekulativen Essay „Ein Weltall des Kapitals“ zum Anlass, über das Menschenbild nachzudenken, das mit der privatwirtschaftlichen Erschließung des Weltraums einhergeht. Welches Bild vom Menschen haben Personen wie Jeff Bezos, Elon Musk & Co? Welche Selbstauffassung entsteht wohl, wenn der Mensch nicht länger an die planetaren Grenzen der Erde gebunden ist und er damit ein Mensch wird, „der von seinem Unbewussten getrennt ist, […] kein Erdbewohner mehr, sondern […] ein Kolonist im Weltall und ein astronautischer Kolonist auf der Erde selbst, während auf der Erde sich die

Apokalypse entfaltet“ (S. 7). Dieser Gedanke jedenfalls stellt den Leitfaden des Buches dar, dessen Untertitel bereits eine „Überwindung der terrestrischen Vernunft“ ankündigt. Wäre unsere Vernunft eine andere, wenn sie nicht durch die Bedingungen des Lebens auf der Erde geprägt wäre? Völker bietet hierzu weniger materialistische Analyse als vielmehr weitreichende Spekulationen, die etwas guten Willen der Leser*innen voraussetzen.

Mit Kant und Lacan ins All

Zunächst entfaltet Völker mithilfe verschiedener Texte von Immanuel Kant, was unter „terrestrischer Vernunft“ zu verstehen ist. Terrestrisch ist sie, weil sie „unter den Voraussetzungen sinnlicher Erfahrungen gebildet und ihre Verwirklichung im Rahmen der Welt und ihrer Natur gedacht wird“ (S. 20). Der Rückgriff auf Kant ist dabei keineswegs beliebig. In dessen frühen Schriften aus der Mitte des 18. Jahrhunderts finden sich tatsächlich Überlegungen zu „Bewohnern der Gestirne“, ja sogar Spekulationen über die Bewohner*innen des Jupiter. In späteren Texten werden solche Gedankenspiele zwar vorsichtiger und als bloße Meinungen relativiert, dennoch hält Kant daran fest, dass es eine Vernunft jenseits irdischer Begriffe geben müsse – auch wenn wir nicht in der Lage sind, entsprechende Phänomene wahrzunehmen. Völker fasst dies wie folgt zusammen: „Die notwendige Anerkennung von etwas Unerkennbaren öffnet die Möglichkeit, dass etwas Unerkennbares das Zeichen einer anderen Vernunft sein könnte.“ (S. 46)

Damit stellt sich die Frage, ob diese andere Vernunft nun in den Weiten des Weltalls zu verorten ist. Der Raum erscheint bei Völker vor allem als das „Außen des menschlichen Verständnisses“ (S. 70), das durch wissenschaftliche Forschung und technische Apparaturen erschlossen werden soll. Wissenschaft berührt dabei stets etwas, das sie nicht vollständig begreifen kann, das aber dennoch reale Effekte zeitigt:

> *„Die Wissenschaft öffnet also einen Raum, in dem sie an etwas rührt, was sie selbst nicht vollständig erfassen vermag, was jedoch zu Änderungen der Welt führt“ (S. 96).*

Zur weiteren Ausarbeitung greift Völker – in teils etwas umständlichen gedanklichen Girlanden – auf Hannah Arendt und insbesondere auf den französischen Psychoanalytiker Jacques Lacan zurück. Dieser beschrieb bereits in den 1970er Jahren eine durch technische Apparate verschaltete Menschheit. Was damals noch abstrakt erschien, ist im Zeitalter des Internets und der allumfassenden Datafizierung alltägliche Erfahrung. Die Figur des Astronauten, der hermetisch von seiner Umwelt abgeschlossen ist, dient Völker dabei als Sinnbild eines Menschen, der das Verdrängte – oder präziser: das Unbewusste – von sich abgeschnitten hat und eingekapselt in der Schwerelosigkeit schwebend auf sich selbst zurückgeworfen ist. Es ist ein Mensch, der nicht länger in die gesellschaftliche Vermittlung von Natur – der eigenen und der planetaren – und der damit einhergehenden Konflikte verstrickt ist.

Markt und Kosmos

Auch die ökonomische Dimension bleibt in Völkers Essay nicht ausgespart. Der Weltraum wird zunehmend zum Objekt kapitalistischer Begehrlichkeiten. Astronauten sind „nicht länger Abgesandte abstrakter Großmächte, die die Interessen dieser Mächte symbolisch vertreten“ (S. 120f.), sondern Repräsentant*innen privatwirtschaftlicher Interessen, sei es im Rahmen von Musks Starlink-Projekt oder durch superreiche Tourist*innen und Promis, die Kurztrips ins All unternehmen – wo sollte man auch sonst Urlaub machen, wenn die Erde nichts mehr zu bieten hat. Völker interessiert sich jedoch weniger für eine detaillierte sozio-ökonomische Analyse dieser Entwicklungen als für ihre Rückbindung an den planetaren Ressourcenverbrauch. Damit stellen sich zwangsläufig zwei Fragen: Wird der Weltraum zum neuen Rohstofflager? Und wohin mit dem Müll dieser Expansion?

Für viele Tech-Milliardäre gilt die Erde längst als *lost case*: Ihre Ressourcen sind bald erschöpft, ihre Zerstörung unvermeidlich. Während Jeff Bezos etwa erwägt, Müll ins All zu schießen und den Asteroidenabbau vorantreibt – „ein in jeder Hinsicht fantastisches Projekt, das einen weitaus größeren ökonomischen Nutzen verspricht als der Tourismus“ (S. 128) –, propagieren andere offen einen planetaren Exodus und versuchen der Klimabewegung und ihrem Slogan „There is no Planet B“ demonstrativ das Gegenteil zu beweisen.

Besonders dort, wo Völker seine Überlegungen eng an aktuelle Entwicklungen der Raumfahrt knüpft und diese als Fortsetzung der kapitalistischen Landnahme begreift, entfaltet das Buch seine Stärke. Seine Ausführungen zur „terrestrischen Vernunft“ und deren angeblicher Überwindung bleiben hingegen derart spekulativ, dass es naheliegend erscheint, die Form menschlicher Vernunft weniger kosmologisch als vielmehr ökonomisch zu deuten. Denn wenn Völker von terrestrischer Vernunft spricht, ist damit nicht nur eine erdgebundene Form der Vernunft gemeint, sondern unausgesprochen auch eine Form der Vernunft, die stark von kapitalistischen Logiken durchzogen ist.

Darauf gibt bereits Kant einen impliziten Hinweis, wenn er in der Einleitung zur Erstauflage der „Kritik der reinen Vernunft“, schreibt: „Erfahrung ist […] das erste Produkt, welches unser Verstand hervorbringt, indem er den rohen Stoff sinnlicher Empfindungen bearbeitet.“ (Kant, S. 48) Sinnliche Erfahrung erscheint hier also als Rohmaterial, das verarbeitet und verwertet wird – unser Denken und unser Begriff von Vernunft steht damit bereits selbst unter einem kapitalistischen Vorzeichen und weist Analogien zur ökonomischen Verwertungslogik auf. Die Tech-Milliardäre mit ihren privaten Weltraumprogrammen sind Teil einer Welt, die Kants Satz wörtlich nimmt und versucht, alle Lebensbereiche bis ins Letzte zu verwerten. Dafür muss alles rationalisiert und datafiziert werden, selbst Kommunikation reduziert sich auf reine Informationsübertragung. Da bleibt kein Platz für das Unbewusste und für den Blick über den Tellerrand. Die Menschheit ist heute nur bestimmter Formen von Vernunft fähig. Doch terrestrische Vernunft könnte mehr sein, als Völker ihr zugesteht; und sie bedarf dafür nicht einmal des Aufbruchs ins All.

Zusätzlich verwendete Literatur

Immanuel Kant (1968 [1781]): Werke. Teil 3: Kritik der reinen Vernunft 1. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Jan Völker 2025:
Ein Weltall des Kapitals. Die Überwindung der terrestrischen Vernunft.
Matthes & Seitz Berlin.
ISBN: 978-3-7518-3035-5.
224 Seiten. 15,00 Euro.

Zitathinweis: Sascha Kellermann: Denken im Orbit. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/es5AB.

Die unendlichen Weiten der Simulation

Mark Taler
Omniworld

In diesem selbstverlegten Sci-Fi-Thriller entscheidet sich der Kampf zwischen künstlicher Superintelligenz und der Menschheit in der rheinischen Provinz.

Rezensiert von Alexander Maschke

Man stelle sich eine Welt vor, in der es ein Hybrid aus Mark Zuckerberg und Elon Musk geschafft hat, die meisten Menschen zu Nutzer*innen des eigenen Metaverse zu machen, das zudem alles produziert, was für die Nutzung der Software nötig ist – von der Nahrung bis zum Microchip inklusive des Vertriebs und der Logistik. Der Autor Mark Taler bietet den Leser*innen in „Omniworld“ ein solches Szenario: Der Endzwanziger Ethan Hubble verfolgt das Ziel, mit seinem Produkt sämtliche Konkurrenz zu verdrängen, zugleich globale Probleme zu lösen und dabei auch noch seinem Ego zu schmeicheln – Stichwort Marskolonie. An seiner Seite steht zunächst die ehemalige Streamerin Marie, die für die ethischen Standards der Firma zuständig ist und sich dafür einsetzt, Firmengewinne in nachhaltige Projekte wie Algenfarmen zu investieren. Allerdings bricht sie mit Ethan, nachdem dieser mit einem neuen Sex-Tool einen digitalen Raum für sämtliche Entgrenzungen der Sexualität geschaffen hat, und darüber hinaus ihren Kinderwunsch mit einem KI-generierten Sprössling auf Basis ihrer beider DNA beantwortete. Von diesem Moment an befindet sie sich im Widerstand – gegen Ethan und gegen seinen Konzern.

Auch außerhalb des Konzerns formiert sich Widerstand, der vor allem durch zwei Personen charakterisiert wird: Lisa, eine bayrische Grüne im Europaparlament und Steffen, ein Beamter des Bundesamts für Sicherheit in der Informationstechnik. Ihr geht es um die Regulierung eines datensammelnden Megakonzerns, ihm neben seiner Arbeit auch um persönliche Rache. Aufgrund von Omniworld ist er einsam – sein Sohn ist mit 18 abgehauen. Omniworld hat ihm mehr geboten als die reale Welt. Steffen verliert sein soziales Umfeld zunehmend an das Metaverse. Selbst die Simulation seiner verstorbenen Frau in Omniworld gibt ihm nicht den Trost und die Geborgenheit, die er sich erhofft hat.

Als Antagonist*innen von Omniworld sind diese beiden Charaktere zwar simpel konstruiert aber auch realistisch. Omniworld hat wenig Feinde und nimmt diese Wenigen nicht sonderlich ernst. Hacker*innen können Omniworld nichts anhaben, wohl aber Regulationen auf EU-Ebene und die Vollzugsrechte eines Beamten.

Kein Ende der Arbeit

Allerdings fußt dies auf einer brüchigen Logik in Hinblick auf Politik und Ökonomie. Zwar versucht der Autor im Laufe des Buches ganz offensichtlich Logikfehler zu korrigieren, indem bestimmte Tätigkeiten Drohnen zugeschrieben werden, beziehungsweise auch ein Einbruch der Produktion von beispielsweise Polizeidrohnen vermutet wird. Schlüssig erzählt wird die Handlung aber nicht. Über die Jahre – ein interessanter erzählerischer Ansatz des Buches sind die Zeitsprünge von mehreren Jahren – wird immer mehr menschliche Arbeit nach Omniworld verlegt. Um welche Arbeiten es sich hierbei handelt, wird nie expliziert und es stellt sich die Frage, welche es sein könnten. Denn ab einem gewissen Punkt der Handlung befinden sich mehr als drei Viertel der Menschheit dauerhaft in einer Simulation und verlassen diese nicht mehr. Ihr biologisches Überleben wird von Omniworld gesichert, während ihnen innerhalb der Simulation alles zur Verfügung steht, was ihre Vorstellungskraft erlaubt. Es gibt dementsprechend keinen Bedarf mehr nach körpernahen Dienstleistungen, Bildung und Waren des täglichen Bedarfs. Wo solcher Bedarf weiterhin besteht, leben Menschen teilweise bis vollständig offline in abgegrenzten Communities mit kleinteiligen Wirtschaftskreisläufen.

Es können aber auch nicht alle Programmierungstätigkeiten übernommen haben, dann wären die Algorithmen von Omniworld nicht geheim.

Woran jedoch viel Bedarf besteht, ist die Hardware zur Nutzung von Omniworld. Mit dieser erzielt der Konzern den Großteil seiner Einnahmen. Allerdings ist nicht klar, wer diese baut. Drohnen? Und wer baut die? Erledigt dies eine KI ganz nebenbei? Woher kommen die Materialien? Und selbst wenn: fünf Milliarden Chips, die man ins Gehirn einsetzen kann (beziehungsweise die dorthin über eine ebenfalls enthaltene Sonde gelangen), stehen unter keinen Umständen innerhalb weniger Wochen zur Verfügung. Aber die Ökonomie des Buches ist mit Algenkost, erneuerbaren Energien, Programmierdienstleistungen und Landwirtschaft der Aussteiger*innen erschöpft. Die Nutzer*innen zahlen für die Nutzung von Omniworld beziehungsweise die notwenige Hardware mit ihrem bedingungslosen Grundeinkommen. Doch wer für das Grundeinkommen aufkommt, bleibt leider unklar.

Der technologische Mythos

Warum ist dies wichtig? Muss eine Dystopie polit-ökonomisch sinnvoll sein? Wahrscheinlich nicht. Sie sollte aber nicht den Fehler begehen, an das Märchen vom Verschwinden der Arbeit anzuknüpfen. Dadurch nimmt sich der Roman schließlich selbst die gesellschaftliche Relevanz, die er mit seinem Setting und den Charakteren durchaus haben könnte. Denn anstatt den Finger in die Wunde zu legen und die verschiedenen Rollen von KI in gesellschaftlichen Prozessen zu reflektieren, funktioniert die Kritik im Buch an der Macht von Tech-Konzernen nur aufgrund eines affirmativen Bezugs auf den Mythos einer heilsbringenden Technologie. Stattdessen hätte KI in ihrer Nutzung und in ihrem Charakter als gesellschaftlicher Aushandlungsprozess verstanden werden können, anstatt die Analyse auf die Beziehung zweier Personen an der Konzernspitze zu verengen.

Dieses Problem zieht sich durch die Darstellung der politischen Praxis Omniworlds. Zwar wird deutlich, dass Regulierung und Rechtsprechung zahnlos bleiben, solange die Algorithmen nicht offengelegt werden und zentrale Prozesse im Verborgenen stattfinden können. Dass der Autor diesen Umstand nicht weiter ausführt, zählt durchaus zu den Stärken des Buches.

Gleichzeitig jedoch untergräbt Omniworld aktiv politische Regulierung, übernimmt die vollständige Kontrolle über einzelne Staaten und schränkt den Raum für freie und gleiche Wahlen zunehmend ein. Die Motivation dafür bleibt unklar: Warum sollte politische Macht noch relevant sein, wenn ein Großteil der Menschheit dauerhaft in Omniworld verbleibt? Weshalb überhaupt noch wählen, wenn sich innerhalb der Simulation jede gewünschte Regierungsform und Gesetzgebung realisieren lässt – offenbar sogar eine regulierte Version von Omniworld selbst? Angesichts dieses logischen Bruchs bleibt lediglich die traurige Pointe, dass ausgerechnet die USA für den Konzern als besonders widerständig dargestellt werden. Es ist ausgerechnet die verfassungstreue Haltung eines rechten Republikaners, die ihn von einem Pakt mit Ethan abhält. Diese Szene wirkt retrospektiv beinahe unfreiwillig komisch, doch muss zur Verteidigung des Buches gesagt werden: DOGE wurde erst nach Erscheinen des Buchs eingeführt.

Letztlich handelt es sich (nur) um einen Thriller, der unterhalten soll. Dafür genügt es sicherlich, an vertraute Narrative einer omnipotenten KI anzuknüpfen, die grenzenlose Möglichkeiten eröffnet und zugleich das Potenzial totaler Vernichtung in sich trägt. Genau dies verkörpern die Algorithmen von Omniworld: eine alttestamentarische Gottheit, die das Paradies verheißt, aber jederzeit Strafe androht, sobald Regeln infrage gestellt werden. Von Menschen geschaffen, überschreitet sie deren Existenz. Auf diese Weise ist die göttliche KI sogar für den Kampf gegen einen deutschen Beamten gerüstet.

Mark Taler 2024:
Omniworld.
Books on Demand.
ISBN: 978-3749450497.
11,99 Euro.

Zitathinweis: Alexander Maschke: Die unendlichen Weiten der Simulation. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/HPUQE.

Galaktische Allianzen

Becky Chambers
Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten

Gegen die Dominanz technischer Dystopien setzt dieses Sci-Fi-Abenteuer eine Erzählung von Solidarität und gemeinsamem Leben im All.

Rezensiert von Miri Watson

Während im Real Life überreiche Tech Bros sich einen Wettlauf darin liefern, schnellstmöglich die schlimmstmöglichen Science-Fiction-Dystopien in die Wirklichkeit umzusetzen, kann schon mal in den Hintergrund geraten, dass das Genre Science Fiction immer schon auch viel Raum und Möglichkeit für Utopien geboten hat. So entwarf etwa Charlotte Perkins Gilman 1915 in ihrem (heute zum Teil als rassistisch kritisierten) Science Fiction Roman „Herland“ eine kriegs- und herrschaftsfreie Gesellschaft ohne Männer. In „Planet der Habenichtse“ schilderte Ursula K. Le Guin die Herausforderungen und die Solidarität einer anarchistischen Gesellschaft, die auf einem unwirtlichen Mond lebt. In diesem Zusammenhang nicht unerwähnt sein dürfen die wegweisenden und teilweise heute prophetisch wirkenden Werke von Octavia Butler, die zwar hauptsächlich dystopische Gesellschaftsrealitäten schildern – jedoch klar als Warnung und nicht als Anleitung zum Nachmachen.

In den Weiten des Universums menschelt es – nicht nur

Damit, wie ein gutes Zusammenleben vieler, ganz und gar unterschiedlicher intelligenter Spezies aussehen könnte, beschäftigt sich die „Wayfarer“-Serie

von Becky Chambers auf eine wohltuend emphatische Weise. Gleichzeitig wird klar: Becky Chambers versteht was von dem, was sie schreibt, sodass die Leserin nebenbei eine Menge wissenschaftlich begründeter Fakten zum Weltraum und zu Weltraumtechnik aufschnappen kann.

Den ersten Band der Serie „The long way to a small and angry planet“ (der Titel der deutschen Übersetzung ist ganz nah am Original „Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten“) veröffentlichte die Autorin 2012 im Selbstverlag, finanziert durch eine Kickstarter-Kampagne. Drei Jahre später verlegte der britische Verlag „Hodder & Stoughton“ den Roman neu – und ebenso die nachfolgenden Bände der Reihe.

In „Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten“ begleiten wir die junge Menschenfrau Rosemary Harper, die gute Gründe hat, ihren Heimatplaneten Mars zu verlassen. Sie heuert als Buchhalterin auf dem Tunnlerschiff Wayfarer an, das Wurmlöcher zur Verbindung entfernter Ecken des Universums bohrt. Das ist harte und mitunter auch gefährliche Arbeit. Die liebenswürdige Crew des Raumschiffs ist aus verschiedenen galaktischen Spezies zusammengewürfelt: Ashby Santoso ist ein Mensch und Captain des Schiffs und führt eine geheime Fernbeziehung zur toughen Äluonerin Pei. Die Pilotin Sissix gehört zu den reptiloiden Aandrisk, einer der drei Gründungsspezies der Galaktischen Union. Der Grum Dr. Chef versorgt die Crew medizinisch und mit köstlichen Speisen, bei deren Zubereitung er auf die Vorlieben und Eigenarten der verschiedenen Crewmitglieder achtet. Die Grum haben sechs Extremitäten, die sowohl als Arme als auch als Beine fungieren können und fluide biologische Geschlechter; zum Zeitpunkt der Geschichte ist Dr. Chef männlich.

Navigator Ohan sind ein Sianat-Paar, die im Plural angesprochen werden und aufgrund eines Virus besondere geistige Fähigkeiten haben, die ihnen dabei helfen, das Schiff zu navigieren. Das Kommunikationsinterface (KI) Lovelace wird als gleichberechtigtes Crewmitglied wahrgenommen und von allen „Lovey“ genannt. Sie hat das gesamte Schiff im Blick. Die beiden Techniker*innren Kizzy und Jenks sind Menschen, ziemliche Nerds auf ihrem Gebiet. Weil das Schiff mit einem Treibstoff aus Algen angetrieben wird, gibt es zudem den Algaeisten Corbin, der über die Algendepots wacht und nicht unbedingt das beliebteste Crewmitglied ist. Auch er ist ein Mensch – zumindest gehen wir, wie er selbst, zunächst davon aus.

Fragile Allianzen

Auch in diesem Universum gibt es Territorial- und Ressourceninteressen der Mächtigen: Als die Galaktische Union (GU) erwägt, die Toremi Ka als Mitglieder aufzunehmen, liegt das vor allem daran, dass es auf ihrem Gebiet viel wertvolles Ambi gibt. Bislang ist diese Gegend der Galaxis für die GU-Mitglieder noch unerschlossen. Die nötige Infrastruktur, wie Wurmloch-Tunnels, zu erbauen ist ein schwieriges – und durch die fragile Allianz mit den Toremi Ka durchaus auch bedrohliches – Unterfangen. Weil es aber selten so gut bezahlte Tunnler-Aufträge gibt, entschließt sich Captain Ashby sehr schnell dazu, sich um die Aufgabe zu bewerben: „Genau diese Art von Arbeit könnte uns weiterbringen. Für einen solchen Auftrag werden sie nicht wenig bezahlen.“ (Originalzitat: „This is exactly the kind of work that could get us ahead. A job like this, they're not going to pay small.“) (S. 87; Übers. MW)

Dass die gesamte Wayfarer-Crew sich dann auf eine Abenteuerreise an die äußersten Ränder der Galaktischen Union begibt, ist aber fast nebensächlich: Viel spannender sind die Interaktionen und Eigenheiten der verschiedenen Spezies und die Gedanken zu Freundschaft, Liebe und Familie, die Becky Chambers in ihrem Wohlfühl-Science-Fiction-Roman teilt. Queere Identitäten, nicht heteronormatives Begehren und das Aufeinandertreffen verschiedener kultureller Normen werden als selbstverständlich vorausgesetzt und müssen ebenso selbstverständlich ausgehandelt werden. Das ist auch deswegen angenehm, weil das natürlich auch die verschiedenen Spezies in den Weiten des Universums vor verschiedene Herausforderungen stellt, aber hier schon mal all die Argumente von vermeintlicher „Natürlichkeit“ nicht ziehen.

Überhaupt ist es schon allein deswegen eine lohnende Leseerfahrung, weil das Wayfarer-Universum einerseits den Blick über die irdischen Zwänge und Widersprüche hinaus weitet und andererseits uns einen Spiegel vorhält: Zwar ist auch das Universum, das die Wayfarer durchstreift, von Kriegen gebeutelt; zwar gibt es auch hier Habgier, Profitstreben und Intrigen – aber der Zusammenhalt der Crew, ihr respektvoller Umgang miteinander und mit anderen, die einfühlsamen Perspektivwechsel und viele schöne Momente zwischen den Figuren geben uns ein bisschen Hoffnung darauf, dass die Tech Bros zumindest darin erfolglos bleiben werden, unsere Solidarität miteinander zu zerstören.

Becky Chambers 2016:
Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten. Übersetzt von: Karin Will.
FISCHER Tor, Frankfurt am Main.
ISBN: 978-3-596-03568-7.
544 Seiten. 14,00 Euro.

Zitathinweis: Miri Watson: Galaktische Allianzen. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/t4Ppd.

Im Weltraum hört dich niemand malochen

Fede Álvarez
Alien: Romulus

Der bislang letzte Spielfilm der Alien-Franchise zeigt, dass der wahre Horror nicht von den außerirdischen Lebensformen ausgeht, sondern von der Arbeit für einen Megakonzern.

Rezensiert von Karl Sommer

Der Franchise-Film ist die Geißel des gegenwärtigen Kinos. Von der Notwendigkeit verflucht, bis in alle Ewigkeit die Kapitalbewegung am Laufen zu halten, produzieren die großen Filmstudios hauptsächlich Fortsetzungen erfolgreicher Filme. Was sich einmal verkauft hat, verkauft sich sicher ein zweites, fünftes oder siebtes Mal. Doch bekommt das Publikum dabei den entsprechenden Unterhaltungswert für seinen Geldwert geboten? Kann die immer nächste Fortsetzung halten, was der große Name verspricht? Fragen, die für den folgenden Text nicht relevant sein werden. Diese Rezension verfolgt einen anderen Ansatz und möchte den Film „Alien Romulus“ (2024) nicht unter der Maßgabe prüfen, ob dieser ein würdiger Vertreter des Alien-Franchise ist. Vielmehr soll geklärt werden, was der Film einem Publikum im 21. Jahrhundert erzählen möchte, welches schon mehr als einmal Facehugger, Xenomorphe, Hybride und Androiden über die Leinwand hat flimmern sehen.

Perspektive: Lungenkrebs

Der Film hält sich nur kurz damit auf, Bilder zu zeigen, welche das berühmte Alien ankündigen und setzt schnell den Fokus auf die Protagonistin der

Handlung, Rain. Sie lebt mit ihrem „Bruder“ Andy, einem Androiden, auf einer Bergbaukolonie des aus den vorangegangenen Filmen bekannten Megakonzerns Wayland-Yutani und träumt von Sonnenaufgängen. Warum, wird mit einer einfachen Bildunterschrift deutlich:

„Minenkolonie Jackson‘s Star Einwohnerzahl: 2781 Lichtjahre zur Erde: 65 Tageslichtstunden pro Jahr: 0“

So stapfen die Gestalten im Film fortwährend durch eine ewige Nacht im Schein industrieller Beleuchtung und glühender Essen. So lebensfeindlich wie die Lebensbedingungen sind auch die Arbeitsbedingungen. Die Kolonie ist bevölkert von Teenagern; die meisten ihrer Eltern sind bereits gestorben. „Lungenerkrankung durch Minenarbeit“ erfährt man. Kein Wunder also, dass Rain und ihre Freunde beschließen, vom Planeten zu fliehen. Sie wollen „[…] einfach nicht so enden, wie unsere Eltern“. Um jedoch den nächsten bewohnbaren Planeten erreichen zu können, benötigen sie Kryokapseln. Diese hoffen sie, im Orbit auf dem Wrack der Forschungsstation Renaissance zu finden. Dort angekommen verläuft natürlich nichts mehr nach Plan.

Romulus Labor

> *„Die Station ist in zwei Hälften unterteilt: Romulus und Remus. Beide sind unserem Streben gewidmet, die Rolle des Menschen in den Weiten des Alls zu verbessern.“ Bordcomputer MU/TH/UR*

Schon der Flug zur Raumstation bringt eine Gewissheit: Nachdem ihr Schiff die Wolkendecke durchstößt, sieht Rain zum ersten Mal die Sonne. Das Problem war also nie, dass ihr Planetensystem keine Sonne besitzt, sondern dass diese durch die Bergbauemissionen auf dem Planeten verdunkelt wurde. Die Botschaft sollte spätestens hier deutlich werden: Das Verwertungsinteresse des Konzerns nimmt keinerlei Maßstab an der Erhaltung einer lebenswerten Umwelt für die Menschen und verschlechtert diese sogar aktiv.

Dies wird auch an Bord der Renaissance deutlich, denn dorthin hat man die Überreste des Aliens gebracht. Schnell wird klar, dass die Experimente mit den Xenomorphen auf der Raumstation schrecklich schiefgegangen sind und die Lebensformen die gesamte Station kontaminiert haben. Für die Gruppe geht

es von nun an um das nackte Überleben. Die Bilder, die hier gezeigt werden, sind sicherlich schon aus anderen Filmen der Reihe bekannt. Interessant ist jedoch der Gegenstand der Forschungsarbeit, welcher sich auf der Station gewidmet wurde: die Erschaffung von hybriden Lebensformen aus Menschen und Xenomorphen.

Der neue Mensch

> *„Die Menschheit war nie wirklich für die Kolonisation des Alls gemacht, sie ist schlicht zu fragil, zu schwach. […] Der perfekte Organismus, das sollte doch den Menschen beschreiben. Also habe ich diesen Fehler korrigiert. Ich nahm dieses Geschenk an, für die Menschheit.“ Androide Rook*

Da der Film wie auch seine Vorgänger eindrücklich bewiesen haben, welche Gefahr von den Aliens ausgeht, erscheint das Experiment, Hybride aus Menschen und Xenomorphen zu schaffen, einigermaßen wahnsinnig, die Idee folgt jedoch einem klaren Kalkül. Dass „der Mensch“ als Mangelwesen gilt, ist sicherlich keine Erfindung dieses Films. Man sollte sich jedoch sehr genau fragen, wo dieses Defizit „des Menschen“ eigentlich liegen soll? Für sich genommen funktioniert der menschliche Körper hervorragend. Es lohnt sich daher die Problemstellung umzudrehen: Was haben Leute, die diese Frage an den Menschen herantragen, eigentlich mit ihm vor?

Immerzu stößt die Ware Arbeitskraft im kapitalistischen Reproduktionsprozess an die physischen Grenzen des Menschen, an denen diese Funktion nun einmal untrennbar hängt. Schon die elementarsten Körperfunktionen werden so zur Schranke der unbegrenzten Benutzung dieser Ware, die sich die Unternehmen mit ihrem Geld einkaufen. Debatten zum Thema gibt es reichlich: Von der Dauer des Arbeitstags, über den Arbeitsschutz bis zu den Pinkelpausen bei Lieferant*innen. Diese Perspektive stellt nicht menschliches Leben ins Zentrum der Überlegung, sondern etabliert einen eigenen Maßstab, der den Menschen allein unter Verwertungskriterien in den Blick nimmt. Für Wayland wird es zum Problem, dass die Arbeiter*innen in ihren Minenkolonien sterben wie die Fliegen. Nicht weil es um Menschenleben geht, sondern weil dem Konzern Arbeitskraft abhandenkommt. Die Teenager im Film versuchen, dieser Logik zu entfliehen.

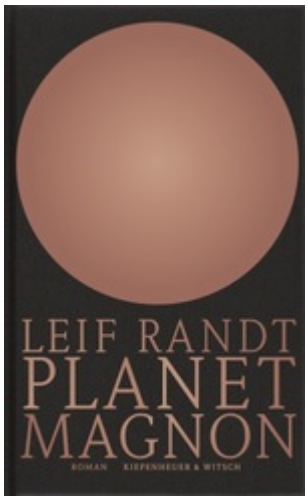
Dieser Film setzt den Trend der neueren Alien-Teile wie „Prometheus“ (2012) und „Covenant“ (2017) fort und entmystifiziert das Alien zugunsten gesellschaftlicher Diskurse. Einige mögen hierin einen Affront sehen, doch diese Dekonstruktionsleistung ist grundsätzlich zu begrüßen, nur weiß der Film damit wenig anzufangen. In „Alien Romulus“ obsiegt am Ende „der Mensch“ über „das Unmenschliche“. Dies wird von der Erzählung einfach gesetzt. Der Film wird so zum Anwalt für einen unüberwindbaren Kern der Humanitas, welcher, hierin liegt die Antinomie des Films, die ganze Zeit grundsätzlich bestritten und angegriffen ist – in der Fiktion, wie auch der Welt.

Schwester und Bruder entschwinden am Ende in den Weltraum in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Doch eine Perspektive für die Gesellschaft gibt es zu keinem Zeitpunkt. Trotz seiner kritischen und in Teilen antikapitalistischen Haltung ist es fraglich, ob die im Film vorgestellten Argumente tatsächlich an den herrschenden Überzeugungen rütteln können. Die kapitalistischen Verhältnisse unserer Gegenwart sind jedenfalls so stabil, dass Entertainmentkonzerne wie Disney, dem mittlerweile die Rechte am Alien-Franchise gehören, selbst Kapitalismuskritik noch gewinnbringend verkaufen können. Dies könnte daran liegen, worin diese Kritik hauptsächlich besteht. Sie ist nämlich keinesfalls grundsätzlicher Natur, sondern zeigt, wie für Disney üblich, systemische Zumutungen, die am Ende zu nichts anderem taugen, als (erfolgreiche) Bewährungsproben für die Protagonist*innen zu sein. Darin treffen die Filme, in ihrer ewigen Reproduktion auch ein Bedürfnis des Publikums, welches sich in seinen täglichen (Arbeits-)Kämpfen gerne als Sieger sehen möchte. In einer Ökonomie, welche notwendig viele Verlierer*innen und nur wenige Gewinner*innen produziert. Vor diesem Hintergrund scheint die Aussicht für Rain tatsächlich utopisch. Ihr stehen zur Flucht ein Raumschiff und andere Planten zur Verfügung. Uns nicht.

Fede Álvarez 2024:
Alien: Romulus.
Scott Free Productions / Brandywine Productions.

Zitathinweis: Karl Sommer: Im Weltraum hört dich niemand malochen. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/hix9J.

Schöne neue Welt?



Leif Randt
Planet Magnon

Leif Randts Roman „Planet Magnon“ entführt in fremde Welten und ferne Zeiten, die – so wie es sich für eine gute Dystopie gehört – zugleich sehr viel über das Hier und Jetzt der Leser_innen aussagen.

Rezensiert von Stephanie Bremerich

„Du wirst ein großer Dolfin sein, Marten. […] Du bringst den Neubeginn. Bleib jedoch wachsam. Man wird dich beneiden, man wird versuchen, dich aufzuhalten. Beobachte die, die dir am nächsten stehen, und spiele immer dein eigenes Spiel.“ (S. 19) Es sind kryptische Worte, die sein Lehrer dem jungen Marten Eliot mit auf den Weg gibt. Und es sind große Erwartungen, die diesen Weg begleiten, als Marten „Spitzenfellow“ der „Dolfins“ wird und gemeinsam mit seiner Kollegin Emma in den Weiten des Weltraums neue Mitglieder für sein Kollektiv anwerben soll.

Leif Randts „Planet Magnon“ ist ein rätselhaftes Buch, allerdings auf eine anregende Weise. Ein bisschen Science-Fiction, ein bisschen Coming-of-Age-Story, vor allem aber große Gegenwartsliteratur stecken in der dystopischen Endzeitfiktion des 1983 geborenen Autors. Wir befinden uns in der „Neuen Zeit“: Vom idyllischen Einsiedlerplaneten „Blink“ über den urbanen „Blossom“ bis hin zum Müllplaneten „Toadstool“ herrscht „postdemokratischer Frieden“. Garantiert wird dieser durch „ActualSanity“, die zentrale Computervernunft des Sonnensystems, die die beste aller möglichen Welten statistisch berechnet und deren Einführung eine neue Epoche eingeleitet hat. Ethnien, Religionen, Parteien? Gibt es nicht. Stattdessen organisieren sich die Menschen in verschiedenen „Kollektiven“, die jeweils einen gemeinsamen Lebensstil (im

Roman: „Ästhetik“) verfolgen – alles im Zeichen interstellarer Glückseligkeit und steter Selbstoptimierung. Plötzlich jedoch kommt es zu rätselhaften Anschlägen, und das neu gegründete „Kollektiv der gebrochenen Herzen“ bringt nicht nur Martens Pläne, sondern auch die wohltarierte Ordnung durcheinander.

„Planet Magnon“ erzählt vom Suchen und Sich-Verlieren, von Kontrolle und Chaos und betreibt zugleich ein kalkuliertes Spiel mit dem Misstrauen des Lesers. Randts zweiter Roman bietet verschiedene Lesarten an und wirft Fragen auf, statt Antworten zu geben. Wer klare politische Statements erwartet, sollte ihn besser direkt wieder weglegen. Wer sich aber einlassen möchte auf die latente Bösartigkeit, die unter der glatten, formstrengen Erzähloberfläche lauert, wird „Planet Magnon“ einiges abgewinnen können.

Da sind zunächst die zahlreichen originellen Ideen, an denen Interpretationswütige sich ausleben dürfen. Immer wieder wird Martens Reise durch das Planetensystem von Terroranschlägen unterbrochen, mit denen die „gebrochenen Herzen“ die universale Glücksmaxime sabotieren und ihr Recht auf persönlichen Kummer einfordern. Einer hypermodernen, durchtechnisierten Gesellschaft mit allerlei computerbasiertem Schnickschnack steht eine archaisch-urzeitliche Umwelt gegenüber, in der Reptilien die Wälder bewohnen und „Sauropoden“ den gemeinen Haushund ersetzt haben. Nicht besonders kuschlig also – der Kontrast Kultur vs. Natur könnte kaum größer sein.

Besonders anschaulich wird die Kälte einer menschlich entfremdeten, buchstäblich a-sozialen „neuen Zeit“ aber in den diversen Techniken der Selbstversenkung, die Marten und seine Freunde zur kontrollierten Gefühlsstimulation trainieren – ganz im Sinne des „postpragmatic joy“ (S. 291) beziehungsweise der kalkulierten Selbstoptimierung. Dazu soll auch die titelgebende Designerdroge „Magnon“ beitragen. Brandneu von den kollektiveigenen Chemikern entwickelt, garantiert sie den Rausch einer „sphärischen Versachlichung“ (S. 283) und wird für Marten zum Fluchtpunkt einer schönen neuen Welt.

Tatsächlich bietet der Roman auch diese Lesart an: ihn als Literarisierung eines langen und atmosphärischen, zugleich emotionslosen und daher merkwürdig „nüchternen“ Drogentrips zu verstehen. In Randts Universum braucht es

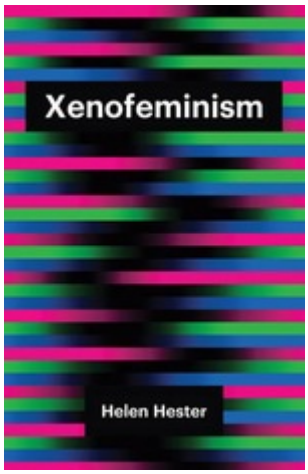
keinen „Big Brother“, der beobachtet und steuert, denn die Menschen haben die Kontrollmechanismen längst geschluckt und verdaut wie verheißungsvolle, bewusstseinsverändernde Substanzen. Postdemokratie, das wird schnell klar, bedeutet hier vor allem die totale Vereinzelung. Es gibt weder soziale Verbindlichkeiten noch Solidarität oder „echte“ Gemeinschaftsinteressen, sondern nur noch kollektive Lifestyles, die flüchtige und oberflächliche Identitäten versprechen. Die Begriffe Ideologie oder Manipulation fallen im Roman kein einziges Mal.

Der wohl cleverste Schachzug des Romans besteht dabei in der Konzeption des Ich-Erzählers und Protagonisten. Wie schon in seinem Debütroman „Schimmernder Dunst über CobyCounty“ (2011) gelingt es Randt auch in „Planet Magnon“, diesen gerade nicht als literarischen „Helden“ im eigentlichen Sinn zu konzipieren, sondern vielmehr zum Repräsentanten seiner Zeit und Gesellschaft zu machen. Marten Eliot ist die personifizierte Mittelmäßigkeit: ein postmoderner „Mann ohne Eigenschaften“, der die Strukturen seiner autistischen Gesellschaft nicht hinterfragt, sondern längst verinnerlicht hat, und so die Dialektik von totaler Individualisierung und dem Verlust jeder Persönlichkeit radikal vor Augen führt. Als Ich-Erzähler bleibt er ebenso kalt und befremdlich wie die postdemokratische Gesellschaft, in der er lebt. Unnahbar, kontrolliert und zugleich auf erschütternde Weise orientierungslos, spiegelt Martens Sprache den Rausch der „sphärischen Versachlichung“ sowie die Einsamkeit und Kälte des „postpragmatic joy“ wider und lässt nach und nach feine Risse in der schönen neuen Welt entstehen. „Vielleicht müssen wir uns gar nicht befreien, um glücklich zu werden“, sinniert Marten einmal, „Vielleicht reicht es ja, wenn wir uns die Unfreiheit immer nur klar vor Augen führen.“ (S. 13)

Leif Randt 2015:
Planet Magnon.
Kiepenheuer & Witsch, Köln.
ISBN: 978-3-462-04720-2.
304 Seiten. 19,99 Euro.

Zitathinweis: Stephanie Bremerich: Schöne neue Welt? Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/ocKtB.

Wider die Natur



Helen Hester
Xenofeminism

Wie kann eine feministische Position im Zeitalter des neoliberalen Tech-Kapitalismus aussehen?

Rezensiert von Sara Morais dos Santos Bruss

Laboria Cuboniks ist ein feministisches Projekt, das sich in Zeiten von Smart Objects, biometrischer Körpervermessung und digitalen Haushaltshelfern nach neuen Optionen für den Feminismus umsieht. Statt sich auf einen mythologischen Ursprung zurück zu besinnen – nach dem Motto „früher war alles besser“ – beschreibt die Gruppe einen Feminismus, der denaturalisiert und ganz im Sinne der Postmoderne eine Vervielfältigung von Seiensweisen mit sich bringt; also ein Öffnen entgegen des „Anderen“, selbst wenn dieses zunächst außerirdisch und fremd erscheint. So lautet es schon im „Xenofeminist Manifesto“, welches die Gruppe 2014 veröffentlichte. Nun folgt Helen Hesters Aufarbeitung dieses Mandats zu einer „Politik der Entfremdung“.

Hester ist selbst Teil der Laboria Cuboniks, ihr Xenofeminismus ist eine Weiterführung der wuchernden Gedanken des transnationalen Kollektivs. Dennoch weist Hester darauf hin, nicht für alle Xenofeminist_innen zu sprechen: dies sei nur *eine* Interpretation eines vieldeutigen und offenen Projektes.

Anliegen ist auch hier, das emanzipatorische Potential von Feminismus in Zeiten radikaler Beschleunigung von Technologien, dem verzweigten Wuchern

von Wissenssystemen und dem Ineinanderfallen von Identitätsgrenzen zu erforschen. Sprich: Wie kann eine feministische Position im Zeitalter eines neoliberalen Tech-Kapitalismus sowie einer zunehmenden gesellschaftlichen Komplexität noch Utopien für eine bessere Zukunft für alle formulieren?

Die Cyborg als Ahnin

Hester beschwört zunächst alte Göttinnen (oder lieber Cyborgs?) herauf: Shulamith Firestone, Donna Haraway, Judy Wajcman. Wie auch bei diesen Vertreterinnen des Cyberfeminismus bewegt sich Hesters Xenofeminismus in einem Spektrum von Technikeuphorie, Anti-Naturalismus und Gender-Abschaffung. Nichts ist heilig, nichts ist unveränderbar – so auch der Körper und die Aufteilung von weiblicher Reproduktion und maskulinistischer Technologien. Ja, die Werkzeuge des Herrn können das Haus des Herrn niederreißen. So beschreibt Hester die Verwendung repressiver Reproduktionstechnologien in der feministischen „Do It Yourself“ (DIY) Bewegung der 1970er Jahre als solidarische transnationale Frauenbewegung, ermöglicht durch das Umdeuten und die Neuverwendung ursprünglich kapitalistisch orientierter Technologien.

Zum Beispiel das Spekulum, welches bis heute bei Gynäkologen in gleicher Form und Funktion verwendet wird wie früher. Ist es zunächst pragmatisches kaltes Instrument eines männlichen Zugriffs auf den weiblichen Körper, wird es in feministischer Vorstellung von Beginn an umgedeutet. In den 1970ern erlaubte es Frauen, sich mit Hilfe eines Handspiegels selbst zu untersuchen und sich so dem prüfenden bis verurteilenden, immer klinischem *männlichen Blick* zu entziehen. Heute designen feministische Künstler_innen mit 3D-Druckern dieses Gerät neu, mit mehr Komfort, aus anschmiegsamen Materialien und zu günstigen Preisen, sogar als Sexspielzeug findet es Verwendung. Und auch wenn dieses simple Gerät nicht mit den vielfältigen technologischen Möglichkeiten der heutigen Zeit mitzuhalten scheint, ist es für Hester nicht die Komplexität der Gerätschaften, die ihre Umdeutung erlauben, sondern deren Demokratisierung, die Möglichkeit des freien Zuganges und damit zusammenhängende tatsächliche oder neuinterpretierte Nutzungsweisen. Nicht die technischen Dinge bestimmen unsere Situation, sondern das, was wir aus ihnen machen.

Denn nicht der Homosexuelle ist pervers...

Während sich viele Beispiele auf die Regulierung von (primär cis, also „biologische“, Frauen betreffenden) Reproduktionssystemen und deren Unterlaufen durch DIY Technologien beziehen, ist es Hester, wie auch zuvor dem „Xenofeminist Manifesto“, ein Anliegen, queere und trans* Positionen miteinzubeziehen. Zentral ist demnach auch Lee Edelman’s „No Future“ und was es bedeutet, die Zukunft hauptsächlich an der Figur des Kindes auszuhandeln. Gibt es andere Formen von Verwandtschaft und Gemeinschaft, die cis-Frauen nicht zu Gebärmaschinen und queere und trans* Menschen nicht zu kapitalistischem Überfluss machen? Wieder ein Ruf, der klingt wie der Filmtitel Rosa von Praunheims aus dem Jahre 1971: „Nicht der [sic] Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er [sic] lebt“!

Xenofeminismus geht es darum, den Körper nicht als festgeschrieben zu sehen, sondern durch Umdeutungen und Experimente das Regime der Zweigeschlechtlichkeit abzuschaffen, neue Bündnisse einzugehen und Formen der Freundschaft, ja der Familie, jenseits von Blut oder Boden zu realisieren. Oberstes Mandat ist das Recht auf körperliche Selbstbestimmung, jedoch immer im Wissen um die soziokulturellen Umstände, welche bestimmte Taktiken sofort wieder in einen Rahmen der *weißen* und heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit vereinnahmen zu suchen.

Dabei zieht Hester eben diese direkte Verbindungslinie zwischen sogenanntem Second Wave Feminismus der 1970er Jahre, dessen Solidarität mit dem „Globalen Süden“ aber häufig eher in Worthülsen endete. Dies erkennt Hester zwar an, das Abwinken von einer postkolonialen Technikkritik nach Maria Mies und Vandana Shiva fällt ihr aber doch allzu leicht. Mies und Shiva werden in ihrer ökofeministischen Position als Verfechterinnen des Natürlichen gesehen, Kämpferinnen für ein puristisches Naturverständnis, welches eine vermeintliche Authentizität des (weiblichen) Körpers mit sich bringt. Die neuen Unterwerfungsmechanismen, die durch einen globalen Tech-Kapitalismus Menschen im Süden wie auch anderswo in prekäre Arbeitsverhältnisse zwingen oder ihnen gar die Lebensgrundlagen und -räume entziehen, werden nicht verhandelt.

Etwas zu leicht erscheint auch der Schritt, durch Umdeutung und Aneignung von pharmatechnologischen Geräten beziehungsweise durch Selbstmedikation

den Körper aus der Unterwerfung zu befreien. Denn auch nach fast 60 Jahren Anti-Baby-Pille – damals gefeiert als pharmatechnologisches Symbol der Emanzipation – scheinen wir immer noch nicht so weit zu sein, dass Reproduktionsarbeit (und deren Verhinderung) von dem Körper der Frau gelöst ist. Und Akzeptanz für Transsexualität scheint auch nur in gewissen Milieus möglich. Denn während Caitlyn Jenner als erste Transfrau 2015 das Vanity Fair-Cover ziert, steigen globale Gewaltstatistiken an prekären Transgenderpersonen (vor allem an Sexarbeiter_innen) weiterhin an. Alles nur eine Frage der Zeit?

Warum Akzeleration alleine nicht reicht

Hester gliedert sich nahtlos in das Umfeld der akademisch-künstlerischen Avantgarde des Akzelerationismus ein, die mit Armen Avanessian als publizierender Tornado nicht müde wird, massenweise Texte über das Zusammenspiel politischer Positionen und beschleunigender Technologien zu veröffentlichen. Sie klingt toll, diese Welt, in der wir alle fröhlich unsere Körper von Tag zu Tag neuerfinden und Technologien uns bei der Selbstverwirklichung unterstützen. Wirkliche Erfolgsgeschichten zu diesem Mantra gibt es allerdings wenige, und wenn überhaupt, spielen sie sich in der Kunstwelt ab, abgeschottet von alltäglicher Realpolitik. Sicher, Utopien brauchen wir, denn sie sind uns im Zeitalter berechenbarer Medien fast abhanden gekommen. Doch das Einfordern von universellen Versprechen scheint immer noch etwas zu sein, was hauptsächlich aus einer privilegiert-optimistischen Position zu kommen scheint.

Dieser Optimismus scheint derzeit Trend zu sein. Umgestoßen hat er – zumindest bisher – nur wenig, und nur für einzelne Individuen. Was also tun mit dieser Entwicklung, die sich allzu schnell den Positionen verschließt, die mit hippen Theoretiker_innen und vermeintlichem Universalismus eventuell wenig anfangen können und ungeduldig auf ein besseres Leben im Jetzt warten? Schließlich wurde das Mandat der „Maker Culture“, eine Fortsetzung vom DIY der 1970er Jahre, ebenfalls mehrfach als eurozentristisches Projekt kritisiert, weil es Innovation und Neuheit über Kontinuitäten und unrechtmäßige Aneignungen stellt.

Hester kann dem wenig entgegensetzen. Ihr Xenofeminismus wird den Beigeschmack einer privilegierten westlichen Kunstwelt nie ganz los. Doch sie artikuliert die Hoffnung auf ein längerfristiges Zukunftsprojekt, in dem auch solche Ausschlüsse irrelevant werden, und in dem gutgläubig Fremde nicht mehr Angst oder Unterwerfung, sondern Neugierde auf ein neues „Wir“ auslösen.

Helen Hester 2018:
Xenofeminism.
Wiley, Hoboken.
ISBN: 978-1-509-52062-6.
140 Seiten. 11,99 Euro.

Zitathinweis: Sara Morais dos Santos Bruss: Wider die Natur. Erschienen in: .
URL: https://kritisch-lesen.de/s/3c2Nd.

Das Ende des Katastrophenfilms

Nina Scholz
Die wunden Punkte von Google, Amazon, Deutsche Wohnen & Co.
Was tun gegen die Macht der Konzerne?

Nina Scholz sucht nach antikapitalistischen Ansätzen und findet viele Menschen, die sich gegen die Zustände wehren.

Rezensiert von Sebastian Friedrich

Ob Amazon, Google oder Immobiliengiganten wie Vonovia oder Deutsche Wohnen: Übermächtig erscheinen die großen Konzerne gegenüber jenen, die in ihren Häusern leben, ihre Algorithmen füttern, ihre Clouds nutzen und dabei jeden Mut verlieren, weil die Konzerne am längeren Hebel zu sitzen scheinen. Noch aussichtsloser erscheint die Lage für diejenigen, die etwa Amazon ihre Arbeitskraft verkaufen müssen.

Berichte über Arbeitsbedingungen bei Amazon erinnern häufig an Reportagen wie aus einem Katastrophengebiet. Arme, ausgebeutete Picker, Packer und Pakete-nach-Hause-Bringer erzählen – meist verpixelt – von Apps, die einen permanent überwachen, von befristeten Verträgen, vom Ausgeliefertsein, vom Wunsch, einen anderen Job zu finden.

Kämpfende Arbeiter*innen statt Elendszoo

Was bei solchen Berichten aus dem „Elendszoo“, wie es die Autorin Nelli Tügel mal in der linken Monatszeitung *analyse & kritik* treffend ausgedrückt hat,

verloren geht, sind die stattfindenden Kämpfe gegen die Verhältnisse. Aktive Beschäftige, die sich wehren, werden in der Öffentlichkeit nur selten sichtbar.

Die Journalistin Nina Scholz macht in ihrem Buch „Die wunden Punkte von Google, Amazon, Deutschen Wohnen & Co“ die Auseinandersetzungen gegen die Konzerne zum Ausgangspunkt und nimmt so eine dem Mainstream entgegengesetzte Perspektive ein. Sie betont die Subjektivität der Kämpfe, und das nicht aus bloßer Sympathie und Empathie, sondern aus politischen Erwägungen.

> *„Die Amazon-Arbeiter*innen sind es, die uns immer wieder in Erinnerung rufen, welche Zustände in den Packzentren herrschen. Es sind die Menschen selbst, die durch ihre Kämpfe und Widerstände der Welt zeigen, dass die Macht keine Naturgewalt ist, der wir hilflos ausgeliefert sind.“ (S. 13f.)*

Gewordene und gemachte Zustände statt Naturkatastrophen, gegen die man letztlich nichts anrichten kann. Scholz bringt unzählige Beispiele von Menschen, die sich nicht abfinden wollen. So etwa Christian Krähling, der im Buch ausführlich zu Wort kommt. Er beschreibt den langen Atem, den es braucht, um eine schlagkräftige Gegenmacht unter den Beschäftigten an einem Amazon-Standort aufzubauen. Im hessischen Bad Hersfeld hatten Krähling und seine Mitstreiter*innen die notwendige Ausdauer und Geduld. Seit Jahren streiken sie regelmäßig für bessere Arbeitsbedingungen. Und nicht nur das: Frühzeitig haben aktive Amazon-Beschäftigte um Krähling sich um internationalen Austausch bemüht – und Mitstreiter*innen in anderen Ländern gefunden.

Ausgangspunkt dieser transnationalen Perspektive ist die Erkenntnis, dass ein supranational agierender Konzern wie Amazon nur jenseits nationalstaatlicher Streiks angreifbar ist, weil sich sonst das Übel lediglich auf andere Orte verschiebt. „Auf diese Erkenntnis haben die Amazon-Arbeiter*innen bereits praktisch reagiert und die internationale Vernetzung Amazon Workers International (AWI) gegründet“ (S. 32).

Die Beschäftigten rund um Krähling sind weiterhin aktiv, auch nach dessen plötzlichen Tod im Dezember 2020. Wie eng die Netze und Kontakte zwischen Amazon-Beschäftigten sind, zeigt das kollektive Trauern um Krähling. Bei

einer internationalen Online-Gedenkveranstaltung im Februar 2021 kondolierten Menschen aus der ganzen Welt.

Eine gemeinsame Klasse der Tech-Arbeiter*innen?

Amazon ist nur ein Beispiel unter vielen, die Scholz in ihrem Buch aufgreift. Einen Schwerpunkt bilden Auseinandersetzungen in der Tech-Branche, mit der sich die Journalistin seit vielen Jahren beschäftigt. Ihr erstes, 2014 erschienene Buch „Nerds, Geeks und Piraten. Digital Natives in Kultur und Politik“ befasste sich vor allem mit der Ideologie des kalifornischen Startup-Kapitalismus. Ihr neues Buch kann als Nachfolger gelesen werden, geht aber weit über die Analyse und Kritik der kalifornischen Ideologie hinaus und fokussiert auf Klassenverhältnisse: Die Tech-Branche, so Scholz, ist nicht nur einer der mächtigsten Wirtschaftszweige der Welt, sondern zugleich so wenig arbeitsrechtlich reguliert wie kaum ein anderer Bereich. Scholz gelingt es, Reportageelemente, O-Töne von Beschäftigten und Hintergrundinfos mit theoretischen Debatten so zu verknüpfen, dass der Lesefluss nie gestört wird. Sie fasst dabei bereits viele Jahre dauernde Diskussionen mühelos auf wenigen Zeilen zusammen, etwa wenn es um den Begriff des Tech-Arbeiters beziehungsweise der Tech-Arbeiterin geht, mit dem neben Programmierer*innen auch Köch*innen und Reinigungskräfte in Tech-Unternehmen verbunden werden sollen.

> *„Dieser breite Begriff der (Tech-)Arbeiter*innen-Klasse kann Vorteile haben, weil er die Bewegung breit aufstellt: Jede*r, der lohnabhängig ist, gehört dazu. Es kann aber auch Nachteile haben, weil die Unterschiede letztlich zu groß sind: Wenn die einen aus der Managerklasse bloß Verbesserungen am Unternehmen selbst fordern wie mehr Diversity, Lohnangleichung unter leitenden Angestellten und eine Unternehmensethik, die sie besser schlafen lässt, sind die wahrscheinlicher näher an den Gründer*innen von Google als an den Forderungen der Service-Arbeiter*innen, für die es um existenzielle Lohnfragen, Absicherung und Arbeitsschutz geht.“ (S. 48)*

Die sich an Protagonist*innen orientierende journalistische Form ist eingängig, ohne dass die analytische Tiefe darunter leidet. So flicht die Autorin nicht nur

theoretische Debatten ein, sondern macht auch erhellende Exkurse beispielsweise zur Praxis des Union Busting.

Aus Perspektive der Kämpfenden – ohne zu romantisieren

Es geht aber nicht nur um Kämpfe in der Tech-Branche und bei Amazon. Ausführlich widmet sich Scholz etwa auch sich organisierenden Pflegekräften, streikenden Arbeiter*innen in der Landwirtschaft, Kämpfen in der Tourismusbranche und digitalen Arbeitskooperativen. Auch in diesen Kapiteln spricht die Autorin vor allem mit den statt über die Kämpfenden.

Das macht sie stets ohne Paternalismus, ohne zu romantisieren, sondern auf Augenhöhe. Sie benennt klar Probleme und spart auch nicht mit Kritik gegen Gewerkschaften, ohne diese zu verdammen. Scholz hält sich auch nicht zurück, strategische Schlussfolgerungen zu diskutieren, etwa wenn es um die Kampagne Deutsche Wohnen & Co enteignen geht, wo sie selbst aktiv ist. Sie mahnt auch hier einen langen Atem an und stellt Fragen, die keine rhetorischen sind.

> *„Häufig zerfallen Initiativen, wie wir gesehen haben, nach heftigen Kämpfen bald wieder. Wie sähe eine Organisation aus, die eine langfristige(re) Perspektive für aktivgewordene Mieter*innen sein könnte und auch diejenigen einbinden kann, die nicht bereits Politikerfahrungen haben und/oder eben viel Freizeit?“*

Die Beispiele aus dem Buch machen Hoffnung, aber keine überschwängliche. Das ist eine große Stärke. So lädt „Die wunden Punkte von Google, Amazon, Deutschen Wohnen & Co“ dazu ein, bereits eingeschlagenen Pfaden nachzugehen, zu hinterfragen, ob immer die richtigen Wege bei Gabelungen eingeschlagen wurden und vor allem: zu verhindern, auf der Stelle zu treten.

Nina Scholz 2022:
Die wunden Punkte von Google, Amazon, Deutsche Wohnen & Co.. Was tun gegen die Macht der Konzerne?.
Bertz + Fischer, Berlin.
ISBN: 978-3-86505-766-2.
220 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Das Ende des Katastrophenfilms. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/kYrme.

Mit ihnen ist kein Krieg zu führen

Rolf Cantzen
Deserteure
Die Geschichte von Gewissen, Widerstand und Flucht

Die Geschichte der Militärdienstverweigerung ist in Zeiten, in denen auch in Deutschland wieder von Kriegsfähigkeit geredet wird, von besonderer Aktualität.

Rezensiert von Peter Nowak

„Das Reichskriegsgericht“ heißt eine Ausstellung, die bis Anfang 2026 in der Topographie des Terrors im Bendlerblock in Berlin zu sehen ist. Sie zeigt, wie mit der nationalsozialistischen Militärjustiz der antifaschistische Widerstand in Deutschland und vielen europäischen Ländern bekämpft wurde. Besonders zu begrüßen ist, dass dort viele wenig bekannte Beispiele von Widerstand und einer terroristisch eingesetzten Justiz aus Österreich, Belgien, Norwegen und Frankreich dokumentiert sind. Völlig ausblendet wird aber in der Ausstellung der lange Kampf um die Anerkennung, den Opfer der NS-Militärjustiz und ihre Angehörige noch bis in die 1990er Jahre in Westdeutschland führen mussten. Exemplarisch dafür findet sich in der Ausstellung kein Hinweis auf Ludwig Baumann.

Der Vorsitzende der Bundesvereinigung der Opfer der NS-Justiz hatte einen wesentlichen Anteil daran, dass Ende der 1990er Jahre die Menschen rehabilitiert wurden, die sich weigerten, am Angriffs- und Vernichtungskrieg Nazi-Deutschlands teilzunehmen. Dafür wird Baumann in dem Buch „Deserteure“ von Rolf Cantzen mit Recht gewürdigt. Der Journalist beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Militär- und Kriegsdienstverweigern, unter anderem

mit Beiträgen im Deutschlandfunk. Jetzt hat er eine knapp 200-seitige Geschichte der Deserteure geschrieben, die viele Informationen enthält und trotzdem gut zu lesen ist.

Eingeschworen auf Volk und Vaterland

Cantzen beginnt in der römischen Antike, als das Desertieren zum Sakrileg und zum Vaterlandsverrat gleichermaßen wurde. Schon in Rom wurde eine spezielle Truppe eingesetzt, die Jagd auf Deserteure machte. Sie waren ein früher Vorläufer der heutigen Feldjäger. Cantzen zeigt aber auch auf, wie sich im ausgehenden Mittelalter das Militärwesen veränderte. Es dominierten militärische Dienstleistungsanbieter.

> *„Die gut ausgebildeten und trainierten Söldner kämpften weder fürs Vaterland noch für eine Religion und schon gar nicht für politische Überzeugungen. Sie verstanden sich als Vertragspartner eines Kriegsunternehmers.“ (S. 16)*

In dieser Zeit kam es häufig vor, dass die Söldner die Seite wechselten, wenn ihnen dort bessere Bezahlung und Verpflegung geboten wurde. Erst mit den Aufkommen des Nationalstaates sollten die Soldaten auf Volk und Vaterland eingeschworen werden. An vielen Orten zeugen noch Denkmäler mit Namen in verschiedenen Kriegen umgekommener Männer von dieser Ideologie. Diejenigen, die nicht für irgendein Vaterland sterben wollten und desertieren, werden dort natürlich nicht erwähnt. Dabei war das 18. Jahrhundert das Zeitalter der Deserteure, so Cantzen. Er zitiert in seinem Buch Quellen, nach denen zwischen 1727 und 1740 in Preußen circa 20 Prozent, in Kursachsen zwischen 1717 und 1728 sogar 50 Prozent der zwangseingezogenen Männer desertiert sind. Cantzen schildert sehr anschaulich, wie im 18. Jahrhundert mit der Ideologie der nationalen Mobilmachung diese Flucht vor dem Krieg eingedämmt werden sollte. Wo das nicht gelang, wurde mit der Todesstrafe gegen Militär- und Kriegsdienstverweigerer vorgegangen. Cantzen behandelt verschiedene Kampagnen gegen den Kriegsdienst vor dem Ersten Weltkrieg. Dabei geht er auch auf Schriften des russischen Schriftstellers Leo Tolstoi sowie auf die Arbeiten von Anarchisten wie Gustav Landauer und Max Stirner ein, die sich gegen die Beteiligung an Kriegen aussprachen.

Antimilitarismus der sozialistischen Arbeiter*innenbewegung

Eine Schwachstelle des Buches ist, dass Cantzen den antimilitaristischen Widerstand der linken Sozialist*innen wie Lenin, Luxemburg und Liebknecht vor und während des 1. Weltkriegs weitgehend ausblendet. Immerhin werden sie bei ihm kurz erwähnt, aber mit einer wenig überzeugenden Begründung abgetan:

> *„Während sozialdemokratische Parteien den Ersten Weltkrieg unterstützten, sollte in der radikalen marxistischen Linken um Liebknecht, Luxemburg und Zetkin die Weigerung, den Krieg fortzuführen, in eine gesellschaftliche Revolution übergehen. Antimilitarismus und Pazifismus, Desertionen und kollektive Befehlsverweigerungen verstand man hier als ein Mittel zum Zweck der proletarischen Revolution.“ (S. 39)*

Gleich im nächsten Absatz stellt er richtigerweise fest: In Deutschland blieb die „anarchistische und anarchosyndikalistische Tradition des Antimilitarismus vergessen“ (ebd.). Da stellt sich die Frage, warum Cantzen hier eine so starke Trennlinie zwischen den sozialistischen, kommunistischen, anarchistischen und anarchosyndikalistischen Strängen des Antimilitarismus zieht, die es zumindest bis zur Oktoberrevolution im Jahr 1917 gar nicht gegeben hat. All diese Lesarten des Antimilitarismus einte die Überzeugung, dass eine Gesellschaft ohne Militarismus und Krieg nur nach einem Sturz des Kapitalismus und der Abschaffung von Staaten allgemein möglich sein wird. Es war also nicht nur der sozialistische Flügel des Antimilitarismus, der auf eine Revolution orientierte. Die theoretischen Begründungen waren allerdings unterschiedlich. Die sozialistischen und später kommunistischen Antimilitarist*innen stützen sich vor allem auf die Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels, später auch auf die Texte von Rosa Luxemburg und Lenin, die dort begründeten, warum der Kapitalismus in seinem imperialistischen Stadium immer wieder zu Kriegen zwischen den unterschiedlichen Staaten und Staatenbündnissen führt. Anarchistische Antimilitarist*innen betonten den Zusammenhang zwischen Macht und Hierarchie für Militarismus und Krieg. Erst nach der Etablierung der Sowjetunion und dem dortigen Aufbau der Roten Armee, der von Anarchist*innen abgelehnt wurde, verstärkte sich die Distanz zwischen den

unterschiedlichen antimilitaristischen Ansätzen. Hier hätte man sich eine stärkere Differenzierung bei Cantzen gewünscht.

Kein Thema der Vergangenheit

Sehr lesenswert hingegen ist das Kapitel, in dem sich Cantzen mit der Verarbeitung von Militär- und Kriegsdienstverweigerung in der westdeutschen Literatur auseinandersetzt. Dafür zieht er Beispiele von Alfred Andersch, Ingeborg Bachmann und Heinrich Böll heran. Ausführlich geht Cantzen auf den heute weitgehend vergessenen Roman „Das zerbrochene Haus“ ein, in dem Horst Krüger 1966 seine Desertion und den tödlich endenden Desertionsversuch seines Freundes verarbeitet. Hier wird deutlich, dass der Widerstand gegen eine Remilitarisierung in den ersten Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland auch im liberalen Bürgertum verbreitet war und in der Literatur verarbeit wurde.

Im Kapitel „Gute Deserteure – böse Deserteure“ beschreibt Cantzen, wie Deserteure aus der DDR in der BRD herzlich aufgenommen wurden. Aber es gab auch Soldaten aus der BRD und anderen NATO-Staaten, die in die DDR desertierten. Interessant zu lesen ist auch, wie in den 1960er Jahren französische Deserteure, die nicht gegen die algerische Unabhängigkeitsbewegung kämpfen, und US-Soldaten, die nicht in Vietnam eingesetzt werden wollten, von internationalen Netzwerken unterstützt wurden. Daran knüpfen heute Initiativen wie Connection e.V. an, die Deserteur*innen aus der Ukraine und Russland unterstützen und dafür kämpfen, dass sie in Deutschland Asyl erhalten.

Das Buch endet mit einen Zitat aus einen Flugblatt der GRÜNEN aus dem Jahr 1990: „Laßt Euch nicht zu Kanonenfutter für eine verfehlte und nicht dem Frieden und der Unabhängigkeit unseres Landes dienenden Politik machen.“ (S. 187) Der Aufruf ist erstaunlich aktuell, in einer Zeit, in der selbst Politiker*innen der GRÜNEN für die Kriegsfähigkeit Deutschlands trommeln. So kommt denn das Buch zur rechten Zeit. Wo so viel von Kriegsfähigkeit gesprochen wird, braucht es Menschen, mit denen kein Krieg zu führen ist. Die Geschichte der Deserteur*innen findet hier ihre Fortsetzung.

Rolf Cantzen 2025:
Deserteure. Die Geschichte von Gewissen, Widerstand und Flucht.
zu Klampen! Verlag, Springe.
ISBN: 9783987370304.
203 Seiten. 24,00 Euro.

Zitathinweis: Peter Nowak: Mit ihnen ist kein Krieg zu führen. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/cgQxY.

Die Lust am Untergang

Carolin Amlinger und Oliver Nachtwey
Zerstörungslust
Elemente des demokratischen Faschismus

Faschistischen Bewegungen kommt man nicht mit Faktenchecks und rationalen Argumenten bei – es bedarf einer Untersuchung ihrer Gefühlslagen.

Rezensiert von Yaro Allisat

Manche sagen, mit der AfD stehe der Faschismus in Deutschland wieder vor der Tür. Doch die Unterschiede zum historischen Faschismus sind bezeichnend. In ihrem neuen Buch „Zerstörungslust“ analysieren die Soziolog*innen Carolin Amlinger und Oliver Nachtwey, welche gesellschaftlichen Mechanismen Menschen zur AfD treiben.

Der neue Faschismus, so ihre zentrale These, versteht sich als Erneuerer der Demokratie – als Versuch, den Kapitalismus von den „Fesseln der Diversity-Programme und Umweltauflagen“ zu befreien, „muskulär dank eines starken Nationalstaats und des Militärs“ (S. 261). Amlinger und Nachtwey sprechen daher vom „demokratischen Faschismus“, der aus einer gesellschaftlich tief verankerten Zerstörungslust hervorgeht.

Zerstörung als Triebkraft

Die Anhänger*innenschaft der AfD protestiert primär gegen alles Etablierte. Hintergrund ist eine Krise des neoliberalen Wirtschaftsmodells, das seine Versprechen auf Aufstieg und Emanzipation nicht länger einlösen kann – es vielleicht auch nie ganz konnte. Doch anders als in den 1930er Jahren ist es

nicht massenhafte Verarmung, die den Mittelstand in die Arme der Rechten und Faschisten treibt. Vielmehr ist es die Angst vor dem sozialen und wirtschaftlichen Abstieg, eine gefühlte Blockade des eigenen Lebens sowie der Eindruck, Privilegien seien bedroht. Wie bereits die NSDAP erfreut sich auch die AfD klassenübergreifenden Zuspruchs, von Ärzt*innen bis Arbeitslosen. Einen Großteil der Wähler*innen stellen aber eher „Fans als Parteisoldat:innen“ (S. 259). Angetrieben werden viele AfD-Wählerinnen von einer Mischung aus Ohnmacht und Wut – eine emotionale Haltung, die stärker affektiv als ideologisch geprägt ist.

Amlinger und Nachtwey stützen ihre Analyse auf die politikwissenschaftliche Forschung zum sogenannten „Need for Chaos“. Gemeint ist ein nihilistisches Mindset, das aus dem Gefühl erwächst, Leistung zähle nichts mehr und politische Prozesse beschränkten die persönliche Autonomie. Dieses Denken folgt einer Nullsummenlogik: Schuld an Wohnungsnot oder niedrigen Sozialleistung sind jene, die vermeintlich etwas „wegnehmen“, also Geflüchtete oder Bürgergeldempfänger*innen und nicht etwa Wohnungsspekulation und der Staat im Kapitalismus.

Ursächlich für diese Denkweise sehen die die Autor*innen die Erosion demokratischer Institutionen im Neoliberalismus. Der Staat erscheint zunehmend unfähig, reale Probleme zu lösen – siehe einstürzende Brücken und das marode Bahnnetz. Die Deregulierung von Märkten und die zunehmende Konkurrenz erhöhen reale Abstiegsängste. Der Neoliberalismus, der eigentlich den Staat unter der Privatwirtschaft begraben will, führt paradoxerweise zu einer Zunahme von Gesetzen und Regeln, denn die Entfesselung des Privatkapitals zwingt den Staat zu umfassenden Regulierungsmaßnahmen. Eine kulturelle Liberalisierung befördert darüber hinaus die Diversität der Arbeiter*innenklasse. Das erzeugt Gefühle der Fremdbestimmung und Entwertung, die von den Rechten geschickt mobilisiert werden.

Alter und neuer Faschismusbegriff

Die faschistische und rechtsextreme Bewegung ist laut Amlinger und Nachtwey deutlich fragmentierter als der historische Faschismus. Sie reicht von neoliberalen Weidel-Fans, völkischen Höcke-Anhänger*innen, über

stramme Neonazis bis hin zu Incels. Die Autor*innen bemühen sich dabei, den Faschismusbegriff analytisch scharf zu halten: Das aktuelle faschistische Moment sei „weder die Wiederkehr des alten Faschismus, noch etwas völlig Anderes und Neues“ (Amlinger/Nachtwey in JACOBIN, 1.5.2025).

Zentral für den von ihnen beschriebenen „demokratischen Faschismus“ ist dessen ambivalentes Verhältnis zur Demokratie. Anders als der historische Faschismus, bekennt er sich nicht offen zur Abschaffung der Demokratie, sondern zu ihrer angebliche Erneuerung und Säuberung. So heterogen die neufaschistischen Projekte sind, geht es ihnen im Kern weniger um den Wiederaufbau eines Volkskörpers, sondern um einen entfesselten Kapitalismus, der vermeintlich nationalen Wohlstand verspricht. Zwar arbeiten Amlinger und Nachtwey ein faschistisches Moment heraus, unterscheiden dieses jedoch klar von faschistischem Umsturz.

> *„Wir stehen momentan nicht (oder noch nicht) vor einer faschistischen Machtübernahme. Rechtsradikale können gewisse Ziele durchaus im Normalbetrieb der parlamentarischen Demokratie erreichen. Zum demokratischen Faschismus gehört jedoch auch der Flirt mit der ‚moralisierten Gewalt‘.“ (S. 258)*

Analyse statt Anklage

„Zerstörungslust“ ist weniger Analyse der neufaschistischen Bewegungen an sich als eine präzise Untersuchung der Gefühlslagen ihrer Anhänger*innen und versucht, die Gründe für den wachsenden Zuspruch zu rechtem Gedankengut zu erklären. Amlinger und Nachtwey zeigen, dass der Zulauf zur AfD nicht aus Irrationalität oder Dummheit, sondern aus sehr realen Erfahrungen sozialer Entwertung resultiert. Amlinger und Nachtwey plädieren dafür, dass die antifaschistische Bewegung diese Probleme ernst nimmt, um konkrete Lösungen anzubieten. Anstatt „pädagogisch auf Faschist:innen einzuwirken“ (S. 317) solle man die Massen eher auf Gefühlsebene, mit Theodor W. Adorno gesprochen, in ihrem Lebenstrieb ansprechen.

Das Buch ist keine Analyse neufaschistischer Bewegungen und will es auch nicht sein. Betrachtet man die Ansätze marxistischer Faschismusanalyse, die der Text mit seinem Begriff des „demokratischen Faschismus“ jedoch trotzdem

bietet, finden sich massive Leerstellen. So kritisierte beispielsweise Gerhard Hanloser in der *Analyse & Kritik*, dass die These, die Zerstörungslust schaffe eine gefährliche Einheitlichkeit des rechten Blocks, sich nicht erhärten lasse. Auch geht der Text nicht in die Tiefe, inwiefern der rein narrativen Unterscheidung des demokratischen versus dem historischen Faschismus eine qualitativ andere oder ähnliche Bewegung wie unter Mussolini oder Hitler zugrunde liegt (oder eben nicht).

Zudem ist die Lektüre nicht leicht zugänglich. Der Text ist stellenweise langatmig und repetitiv, verliert sich immer wieder in theoretischen Wiederholungen und akademischen Schachtelsätzen. Wer jedoch Durchhaltevermögen mitbringt, wird mit einer tiefgehenden soziologischen Studie belohnt.

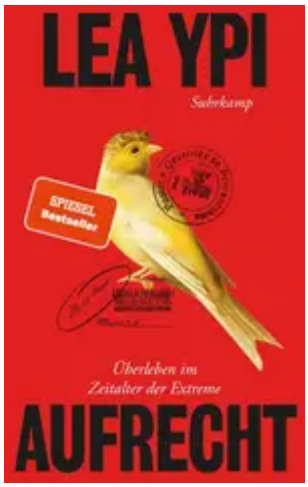
Zusätzlich verwendete Literatur

Amlinger, Carolin / Nachtwey, Oliver (2025): Demokratischer Faschismus. In: JACOBIN-Magazin Nr. 20/21 „Zurück zum Fortschritt“. Online einsehbar hier.

Carolin Amlinger / Oliver Nachtwey 2025:
Zerstörungslust. Elemente des demokratischen Faschismus.
Suhrkamp, Berlin.
ISBN: 978-3-518-43266-2.
464 Seiten. 30,00 Euro.

Zitathinweis: Yaro Allisat: Die Lust am Untergang. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/gJQnB.

Wahrheit, Würde und Widerstehen



Lea Ypi
Aufrecht
Überleben im Zeitalter der Extreme

In der Lebensgeschichte ihrer Großmutter erkennt die Autorin, wie sich Konzepte von Wahrheit und Würde im Laufe der Geschichte wandeln.

Rezensiert von Andrea Wierich

Nach dem überwältigenden Erfolg von „Frei“ ist das neue Buch von Lea Ypi „Aufrecht“ gespannt erwartet worden. Inhaltlich ist es gewissermaßen das Prequel zu ihrem ersten Buch, denn es erzählt die Lebensgeschichte ihrer geliebten Großmutter Leman Ypi. Und wie ihr Debüt könnte man es als Hybrid bezeichnen – fiktive Erzählung kombiniert mit philosophischen Erwägungen und Konzepten – und nun kommt bei diesem Buch noch die Schilderung einer Archivrecherche hinzu inklusive Wiedergabe der Fundstücke aus den Akten. Trotz dieser ungewohnten Mischung liest es sich fast durchweg spannend und bietet eine fulminante herstory, einen Einblick in die Geschichte des Balkans in den letzten 100 Jahren, die aus einer dezidiert nicht kolonialen Perspektive die Biografien vor allem von Frauen in den Fokus nimmt.

Auslöser für das Buch, das legt Ypi offen, war ein Foto, das bei Facebook auftauchte und ihre Großeltern in den Flitterwochen zeigte, 1941. Es gab eine Reihe von Kommentaren, die ihre Großmutter als Unterstützerin der Faschisten oder der kommunistischen Diktatur oder gleich von beidem diffamierten, und dadurch ausgelöst beschloss Lea Ypi, in Albanien in den

Archiven des gefürchteten Geheimdiensts Sigurimi die Biografie ihrer Großmutter zu recherchieren.

Parallel zur Schilderung dieser Recherche erzählt sie Leman Ypis Leben. Deren Großvater war im Osmanischen Reich ein Pascha, die Familie gehörte zur gesellschaftlichen und politischen Elite. Sie lebten im heutigen Thessaloniki, das damals eine ethnisch sehr vielfältige Stadt war, in der Jüd*innen und Juden die Mehrheit der Einwohner*innen stellten. Die Familie war ursprünglich albanisch, sprach untereinander auch gelegentlich diese Sprache, hatte aber ansonsten nicht mehr viel Bezug zu diesem Land. Als Angehörige der Elite sprachen sie untereinander vor allem Französisch, in der Politik wurde Türkisch gesprochen, im städtischen Alltag auch Italienisch und Griechisch und das macht deutlich, wie selbstverständlich multiple und fluide Identitäten vor der Durchsetzung von Nationalstaaten waren.

Der „Bevölkerungsaustausch“

In Thessaloniki war es nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und damit auch dem Ende der großen Empires so weit: Griechenland entstand als neuer Staat, und mit der Türkei wurde ein tatsächlich so genannter Bevölkerungsaustausch vereinbart. Wer als türkisch galt (davon waren fast alle Muslime betroffen), musste in die Türkei gehen, und im Gegenzug musste die seit Jahrhunderten in der Türkei ansässige griechische Minderheit in den neu gegründeten Staat ziehen. Das gesamte soziale Gefüge der Stadt wurde gewaltsam auseinandergerissen. Lemans Familie durfte aufgrund ihrer albanischen Herkunft trotz ihres muslimischen Glaubens bleiben. Ihr langjähriges Dienstmädchen Dafne jedoch, in Anatolien geboren und noch vor der Umsiedlung nach Thessaloniki in den Dienst der Familie getreten, musste als muslimische Türkin in das anatolische Dorf zurück, in dem sie geboren wurde. Als junge Frau, die danach strebte, so wie die Schweizer Kindermädchen in Thessalonikis Oberschicht zu sein, eine echte Nanny sozusagen, traf sie diese Anordnung hart und sie ging nur unter Tränen. Sie versuchte sogar, sich rechtlich als Eigentum der Familie einstufen zu lassen, um der erzwungenen Umsiedlung zu entgehen – was einerseits maximal befremdlich anmutet und an feudale Zeiten erinnert, sich mit Blick auf Dafne aber als vergeblicher Versuch eines Dienstmädchens auf Selbstbestimmung verstehen lässt.

Anhand dieses „Bevölkerungsaustauschs“, der – wie vieles aus der Geschichte des Balkans – in Deutschland eher wenigen bekannt sein dürfte, erörtert Ypi spannend Fragen von Zugehörigkeit, Identität und der Bedeutung von Grenzen. Und macht gleichzeitig klar, dass die Gegenwart keineswegs grundsätzlich fortschrittlicher, aufgeklärter und progressiver als die Vergangenheit ist; in ihrer Erzählung wird sichtbar, was für einen Verlust und Rückschritt die Durchsetzung von Nationalstaaten historisch bedeutet hat. Gerade in der heutigen Zeit ist das eine interessante Perspektive.

Im Leben der Großmutter ereignet sich nun eine Katastrophe: Ihre geliebte Tante Selma soll einen deutschen Tabakfabrikanten heiraten, den sie verabscheut. Sie bringt sich am Morgen der Hochzeit um. Leman Ypi wird daraufhin für längere Zeit bei Verwandten einquartiert. Sie erfährt erst viel später, was mit ihrer Tante passiert ist, und wird lange mit deren Entscheidung hadern und mit der Frage, ob ihre Tante sich damit letztlich selbst zum Objekt gemacht hat oder ob sie den einzigen Akt der Selbstbestimmung gewählt hat, der ihr noch blieb. Leman ist inzwischen eine rebellische Jugendliche, die Arbeiter*innenkämpfe unterstützt, zu Versammlungen geht und Flugblätter verteilt. Als sie mit einer Freundin den alten Jüdischen Friedhof von Thessaloniki besucht, trifft sie dort den langjährigen jüdischen Arzt ihrer Familie. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, sich um den Friedhof zu kümmern, dem jedoch im neu entstandenen Nationalstaat Griechenland die Planierung droht. Er gilt als osmanisches Relikt und ohnehin scheint immer weniger Platz für alles Nicht-Griechische zu sein: Einige Grabsteine sind bereits mit antisemitischen Parolen beschmiert. Leman registriert es mit Sorge, vor allem mit Sorge um besagten Arzt. Sie hat ein Gespür für die Veränderungen in ihrer Heimatstadt und beginnt, sich verstärkt mit ihrer eigenen Identität auseinanderzusetzen und mit der Frage, wo sie leben will. Schließlich entscheidet sie sich, nach Albanien zu gehen, und lebt dort zunächst als alleinstehende berufstätige Frau, was damals einigermaßen spektakulär war. Sie lernt Enver Hoxha als jungen Mann flüchtig kennen, heiratet Asllan Ypi, bekommt ein Kind, und wird schließlich, nachdem ihr Ehemann nach dem Zweiten Weltkrieg und der Machtübernahme der Kommunisten zu 20 Jahren Gefängnis und Zwangsarbeit wegen angeblicher Kollaboration mit ausländischen Agenten verurteilt wird, der Hauptstadt verwiesen und muss in einer Art Kolchose harte körperliche Arbeit leisten.

Neben diesem fiktiven Teil plätschert die Archivrecherche dahin und verläuft schließlich im Sande, als Lea (!) Ypi feststellen muss, dass dem Geheimdienst ein Fehler unterlaufen ist. Es gab eine zweite Leman Ypi mit ähnlicher Biografie, und von der ist in den Akten die Rede, nicht von der Großmutter. Das ist ein bisschen enttäuschend und führt zu der Frage, warum die Schilderung der Recherche trotzdem Teil des Buches ist. Die Autorin schreibt, sie habe auch der unbekannten Leman Ypi ihre Würde zurückgeben wollen. Vielleicht wollte sie aber vor allem deutlich machen, wie fehlbar und unvollständig Täterwissen bzw. allgemeiner das Wissen der Mächtigen ist oder wie fragwürdig das Konzept von Wahrheit. Das gelingt ihr.

Ein Sieg über die Entwürdigung?

Die Kombination der Archivrecherche mit dem deutlich umfangreicheren fiktiven Teil gibt Anlass zu einigem Nachdenken. Die Autorin schreibt:

> *In diesem Fall besteht die Wahrheit über Leman Ypi vielleicht nur teilweise in der Rekonstruktion der Fakten ihres Lebens. Genauso wertvoll ist die Interpretation dieser Fakten, die Geschichte, die sie erzählen, und das moralische Licht, das sie auf die Welt werfen. Oder auch die Katharsis, die sich beim Nachdenken darüber einstellt, was alles anders sein könnte – der Sieg der Vorstellungskraft über die Entwürdigung. (S. 384f)*

In Interviews führt Ypi aus, was sie damit meint: Nicht der Verzicht auf Faktenwissen ist gemeint, Archivrecherchen bleiben wichtig. Aber sie werden immer nur einen sehr selektiven Blick auf einen Menschen und nur eine Art von Wahrheit bieten können. Literatur vermag Charaktere und historische Kontexte zu zeigen und lebendig zu machen. Und sie blickt nicht durch die Brille der Macht, deshalb kann sie besonders marginalisierte Gruppen sehr viel eher zeigen als jedes Archiv. Das ist ein wichtiger Punkt und Ypi nutzt dieses Potenzial der Literatur. Das unterscheidet sich sehr wohltuend von den allermeisten Schilderungen der Geschichte des Balkans im 20. Jahrhundert, die darüber hinaus meist von Westeuropäern mit kolonialem Blick verfasst wurden. In den geschilderten Frauenbiografien wird überdeutlich, wie selten insbesondere in Ländern, auf die vonseiten mächtiger Nationen mit einem solchen kolonialen Blick geschaut wird, Entscheidungen tatsächlich durch das Wohl oder den Willen der einheimischen Bevölkerungen motiviert sind. Sie

scheinen vielmehr ganz selbstverständlich als Verfügungsmasse angesehen zu werden.

Beim Lesen beschleicht eine mitunter das Gefühl, dass der Begriff der Würde vielleicht etwas überstrapaziert wird. Aber es gelingt Ypi tatsächlich sehr überzeugend, darzustellen, welches Konzept von Würde ihre Großmutter hatte und dass sie ihm ihr Leben lang gerecht geworden ist. Von der Großmutter stammt der Satz: „Frei sind wir nur, wenn wir versuchen, das Richtige zu tun.“ (S. 359) Dieses Freiheitskonzept vermag in „Aufrecht“ viel mehr zu überzeugen als in „Frei“. Denn Ypi schildert den Kontext, in dem die Großmutter es geschafft hat, diese Haltung zu bewahren: als Geächtete – der Mann im Gefängnis, sie selbst mit einem kleinen Kind in der kollektivierten Landwirtschaft, in dem Wissen, dass eine Überwindung dieser Ächtung niemals möglich sein wird. Auch die Bezogenheit auf andere ist ein Teil dieser Ethik. Und deshalb blieb der Großmutter tatsächlich, wenn sie ihr Kind nicht gefährden wollte, nur die Freiheit der moralischen Entscheidung – gegen Opportunismus und Mitläufertum und außerdem bei jeder einzelnen kleinen Entscheidung des Alltags. Viel anderes blieb ihr zu entscheiden nicht übrig. Und vor diesem Hintergrund wird die Kraft und, tatsächlich, Würde deutlich, die darin liegt.

Ähnliches gilt für die anderen Frauenfiguren, die allesamt mit starken eigenen Überzeugungen durchs Leben gehen und zu verschiedensten Mitteln greifen, um nach diesen Überzeugungen zu leben. Manche Idee oder mancher Versuch, zum Ziel zu gelangen, mutet vielleicht absurd oder sogar tragisch an, aber es sind jedenfalls ausnahmslos Entscheidungen, die versuchen, das Maß an Selbstbestimmung und damit an Würde zu verteidigen, das jeweils noch geblieben ist. Die Unterschiedlichkeit der Lösungswege ebenso wie der Überzeugungen ist beim Lesen enorm inspirierend: Auch da, oder gerade da, wo sich vor allem Irritation oder Unverständnis einstellt, lässt sich eine Vielzahl von spannenden und für die Gegenwart relevanten Überlegungen daran knüpfen. Ypi behandelt ihre Charaktere dabei stets mit Achtung und sieht sie als Subjekte an. Und so bleibt auch der Leserin am Ende vor allem Respekt vor dem Mut und der Entschiedenheit, mit denen die eigene Autonomie und Entscheidungsmacht verteidigt werden, gerade wenn fast nichts mehr davon übrig zu sein scheint.

Lea Ypi 2025:
Aufrecht. Überleben im Zeitalter der Extreme.
Suhrkamp Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-518-43262-4.
389 Seiten. 28,00 Euro.

Zitathinweis: Andrea Wierich: Wahrheit, Würde und Widerstehen. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/zyf8Y.

Indigene Souveränität

Jon Hickey
Big Chief

Dieser Debütroman um einen kontroversen Wahlkampf innerhalb einer Indigenen Nation verhandelt die Grenzen politischer Selbstbestimmung.

Rezensiert von Aleksandra Szczodrowski

In den USA sind aktuell 574 Indigene Nationen bundesstaatlich anerkannt (*federally recognized tribes*), die jeweils eine eigenständige, rechtlich definierte nation-to-nation-Beziehung mit der US-Regierung führen. Dennoch wird über die hochkomplexen Strukturen und Dynamiken von Indigener Selbstverwaltung (*tribal self-governance*) kaum berichtet – wenn mensch denn überhaupt weiß, dass Indigene Nationen über eigene, wenn auch rechtlich eingeschränkte Formen politischer Souveränität verfügen. Stattdessen werden Indigene Nationen meist nur dann in Verbindung mit Politik gebracht, wenn sie sich gegen kolonialistisch geprägte Projekte der US-Regierung wie die Dakota-Access-Öl-Pipeline widersetzen. 2016 kam es zu vehementen Protesten gegen den Bau der Pipeline. Angeführt wurden sie von den Standing Rock Sioux, die befürchteten, dass die Pipeline das Grund- und Trinkwasser ihres Reservats nachhaltig verunreinigen könnte. Außerdem sahen sie wichtige Gräberfelder und Kulturstätten bedroht. 2017 wurden die Proteste und das errichtete Protest-Camp schließlich gewaltsam niedergeschlagen.

Auch wenn ein kritisches Verständnis der kolonialen Beziehung zwischen der US-Regierung und Indigenen Nationen wichtig ist, reproduziert die Fokussierung darauf zugleich ein stark eingeschränktes Verständnis, das Indigene Nationen ausschließlich als kolonisierte Subjekte fasst. Dem setzt Jon

Hickey mit seinem Debütroman „Big Chief“ einen politischen Text entgegen, indem er sowohl die politischen als auch zwischenmenschlichen Dynamiken der Passage Rouge Nation of Lake Superior Anishinaabe während der letzten fünf Tage eines kontroversen Wahlkampfs in den Vordergrund der Erzählung stellt. Die starke Polarisierung, auf dem dieser beruht, und die daraus resultierenden, teils moralisch fragwürdigen Handlungen werden Außenstehende zweifellos an Dynamiken US-amerikanischer Wahlkämpfe erinnern. Diese Assoziation lässt auf eine kritische Haltung gegenüber Indigener Souveränität schließen, die „Big Chief“ zugrunde liegt. Dies lässt sich vor allem an der Auseinandersetzung mit sogenannten *tribal banishments* im Roman festmachen.

Wer darf entscheiden?

Denn Hickey verhandelt in „Big Chief“ nicht nur universelle Themen wie Identität, Zugehörigkeit, Widerstand und Macht, sondern setzt sich insbesondere mit der umstrittenen Praxis der *tribal banishments* als Ausdruck Indigener Souveränität kritisch auseinander. Diese werden seit Jahrhunderten von verschiedenen Indigenen Nationen praktiziert. Sie beinhalten den Ausschluss von Mitgliedern einer Tribal Community, die gegen deren Regeln und Normen verstoßen haben. Heutzutage werden sie vor allem eingesetzt, um gegen soziale Probleme wie Gewalt und Kriminalität vorzugehen. Gleichzeitig sind sie äußerst umstritten, da sie in individuelle Rechte eingreifen und viele rechtliche und ethische Fragen aufwerfen. Die politische Dimension wird insbesondere von Mitch Caddos persönlicher Erzählperspektive getragen, die wiederum schwierige und schmerzhafte Fragen Indigener Identität verhandelt.

Vor allem zu Beginn des Romans versteht sich Mitch Caddo vorwiegend als Außenseiter-Figur, der zwar zur Passage Rouge Nation gehört, jedoch die meiste Zeit seines Lebens außerhalb des Reservats verbracht hat, darunter auch an der Columbia Law School. Diese Erfahrung beeinflusst seinen Blick auf Passage Rouge wesentlich; er gleicht in vielerlei Hinsicht einem kolonial anmutenden Fremdblick. Mitchs fehlendes Zugehörigkeitsgefühl prägt nicht nur seine Identität, sondern auch seine Arbeit als politischer Berater für den Tribal President Mack Beck. Denn seine wahrgenommene Minderwertigkeit meint Mitch mit politischer Macht kompensieren zu müssen – auch, wenn er

vorgibt, im Sinne des Gemeinwohls von Passage Rouge zu handeln: „Wenn ich meinen Leuten wirklich helfen wollte, wozu ich angeblich hierher gekommen war, brauchte ich mehr Macht.“ (Original: „If I truly wanted to help my people, which is what I ostensibly came out here to do, I needed more power.“) (S. 15; Übers. Red.) Somit wird Mitch Caddo als machiavellistische Romanfigur vorgestellt, die den kolonialen Blick auf Indigene Nationen verinnerlicht hat, indem sie davon ausgeht, dass Passage Rouge nur durch hierarchische Machtstrukturen regierbar sei.

Im Laufe des Romans stellt sich immer stärker heraus, dass politische Ämter auch in Passage Rouge anfällig für Korruption und Missbrauch sind. Dies lässt sich sicherlich auch auf den Einfluss kolonialer Denkmuster zurückführen, die nicht nur Mitch Caddo prägen. Auch Mack Beck wird als Figur dargestellt, die politische Macht zur Durchsetzung persönlicher Interessen instrumentalisiert. Während Mack noch vor zwei Jahren mit dem Versprechen von „Hope and Change“ zum Präsidenten gewählt wurde, ist seine Präsidentschaft seitdem sowohl von politischem Versagen und Unruhen als auch von starkem Lobbyismus geprägt. Unter diesen Umständen scheint eine Wiederwahl als Tribal President ausgeschlossen, weshalb dieser zunehmend zu autoritären Mitteln greift, um seine politische Macht zu sichern.

Und während das Thema an sich kontrovers diskutiert werden kann, werden *tribal banishments* in „Big Chief“ vorwiegend als autoritäres Mittel zur Sicherung politischer Macht dargestellt. Zudem lassen sich auch Ähnlichkeiten zur repressiven Grenz- und Abschiebepolitik der US-Regierung erkennen, was die Frage aufwirft, inwiefern gegenwärtige Formen Indigener Souveränität als Ausdruck einer kolonialen Mimikry verstanden werden können: In Passage Rouge reproduzieren *tribal banishments* jene koloniale Macht- und Ausschlusslogiken, die historisch gegen Indigene Nationen eingesetzt wurden. Dies wird auch am Beispiel von Protesten gegen Mack Becks Regierung unterstrichen, gegen die auf seinen Befehl hin gewaltsam vorgegangen wird.

Das Ringen um Macht

Als Gegenentwurf zu Mack Becks zunehmend autoritärem Regierungsstil werden nicht nur die politischen Proteste und Unruhen, sondern auch seine politische Gegenkandidatin Gloria Hawkins vorgestellt. Während Mack

zunehmend politisch isoliert handelt, scheint sich Gloria als bekannte Aktivistin und Politikerin primär für das Gemeinwohl der Passage Rouge Nation zu interessieren. Jedoch versäumt es der Roman, Gloria Hawkins' politische Interessen und Ziele genauer zu begründen. Somit wird sie fast ausschließlich auf ihre Funktion als politische Gegenkandidatin von Mack Beck reduziert. Auch ihr Wahlprogramm scheint sich ausschließlich gegen die Anwendung von *tribal banishments* zu richten.

Dass „Big Chief" keine konkreten Antworten auf komplexe politische Fragestellungen gibt, zählt aber sehr wohl zu den Stärken des Romans: Statt plakativen Parolen werden Ambivalenzen in den Vordergrund gestellt, die durch die Erzählfigur Mitch Caddo maßgeblich verkörpert werden. Denn die Auseinandersetzung mit Figuren wie Gloria und ihrer politischen Beraterin Leyla führt auch zu einer persönlichen Transformation bei Mitch Caddo, ausgelöst durch gemeinsame Erinnerungen und eine aufgewärmte Liebesbeziehung. Diese Erfahrungen machen Mitch die Bedeutung von kommunaler Fürsorge (communal care) bewusst und bringen ihn dazu, sich seiner persönlichen sowie politischen Isolation zu stellen und sein Festhalten an Autorität und Macht zu hinterfragen. Dass diese persönliche Transformation maßgeblich durch weibliche Romanfiguren angestoßen wird, ist natürlich aus feministischer Perspektive kritisch zu betrachten. Gleichzeitig unterstreicht die Gegenüberstellung eines männlichen Tribal Presidents mit einer weiblichen Politikerin und Aktivistin auch das Ringen gegen patriarchale Strukturen in Indigenen Communities und regt eine Rückbesinnung auf Prinzipien von Matrilinealität und Matriarchat an. Dennoch bleiben die weiblichen Figuren in „Big Chief" ausbaufähig, da sie im Roman primär Mitchs Charakterentwicklung dienen.

Das letzte Wort

Letztendlich geht es in „Big Chief" vor allem um Fragen der Zugehörigkeit und Identität und darum, wer im Kontext von Indigenen Nationen darüber zu entscheiden hat. Der Roman stellt heraus, dass *tribal banishments* dafür aufgrund ihrer Anfälligkeit für Machtmissbrauch nicht das richtige Mittel sein können. Untermauert werden diese Fragen durch Mitch Caddos ambivalente Erzählperspektive. Mitchs schrittweise Aussöhnung mit seiner Identität beweist, dass autoritäre Mittel nicht dazu bestimmt sind, über Identität und

Zugehörigkeit zu bestimmen. Viel mehr zeigt der Roman, dass diese vor allem durch kommunale Fürsorge gefestigt werden können.

Mit „Big Chief“ hat Jon Hickey einen besonderen politischen Roman verfasst, der gegenwärtige Formen Indigener Souveränität für eine breite Öffentlichkeit greifbar macht, ohne dabei die politischen Realitäten zu schönen. Dadurch trägt der Roman zu einem komplexen Verständnis Indigener Souveränität bei, die Indigene Nationen nicht nur ausschließlich auf das koloniale Machtverhältnis mit den USA reduziert.

Jon Hickey 2025:
Big Chief.
Simon & Schuster, New York.
ISBN: 9781668046463.
320 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Aleksandra Szczodrowski: Indigene Souveränität. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/c7hjr.

Unter der Oberfläche

Michael Podgorac (Hg.) und Anne Wiederhold-Daryanavard (Hg.)
Erinnern in Zukunft
Aufrufe für plurales Erinnern

Ein vielstimmiger Band erkundet verdrängte Vergangenheiten, in denen sich das Potenzial politischen Widerstands abzeichnet.

Rezensiert von Johanna Bröse

Beim Aufklappen des Buchs steigt man hinab. Die Tür, die auf dem Cover nur klein am oberen rechten Rand zu sehen ist, steht einem lebendig vor Augen. Eine alte Eisentür, mit einem Hängeschloss verschlossen. Die nächste Seite zeigt eine Treppe nach unten, einmal umklappen, weiter in einen schmalen Gang mit dunklen Türen rechts und links. Rauchverbot, überall. Wohin gehen wir?

Es ist auch Erinnern von unten. Ein Erinnern von außen, hinter den Schusslinien hervor, an der Seite der Geschlagenen, der Verdrängten, der Vergessenen. Es ist ein fragiles, ein fragmentarisches Erinnern, dass sich da aus ganz unterschiedlichen Vergangenheitsbezügen herausarbeitet. Zusammengetragen wurden die Beiträge im Band von Michael Podgorac und Anne Wiederhold-Daryanavard, als Teil der Initiative „Erinnern in Zukunft“ in Wien, die sich um eine Bunkeranlage am Yppenplatz – „hinter der kleinen unscheinbaren Metalltür unter der Kinderrutsche“ (S. 19) – gebildet hat. Ansinnen ist, den Raum in einen Ort der pluralen, diskriminierungskritischen Erinnerung zu verwandeln. Es sind vorsichtige Beobachtungen, eher akademische Texte, graphic novels, Bilder, Fotografien, Textmalerei, die in dem schönen Band des Mandelbaum Verlags einen ersten Vorgeschmack auf

mögliche Inhalte einer solchen Erinnerungs-Kultur-Stätte unter dem Yppenplatz bieten.

Erinnerungsfragmente

In einigen der, nur jeweils wenige Seiten umfassenden, Beiträge geht es um die Diskrepanz der Erinnerungen: Hier drängen sich nationale Erzählungen aus Schulbüchern heraus, dort setzen Denkmäler zentrale Erinnerungsanker für reaktionäre Machthaber, die offizielle Erinnerungspolitik wird von moralisch überzeichneten Gut-Böse-Narrativen durchtränkt. Andere stellen marginalisierte Geschichten und eine multiperspektivische, veränderliche Erinnerungskultur in den Vordergrund, die sich selektiven, ausgrenzenden Erzählungen entziehen oder verdrängte Vergangenheiten ausheben. Hierzu gehört etwa die dichte, bewegende Graphic Novel „die Briefe der Hilda Dajč“, die Aleksandar Zograf über das Konzentrationslager Sajmište bei Belgrad während der deutschen Besatzung beigesteuert hat. Auch die knappen Beiträge von Wissenschaftler:innen sind fast durchweg zugänglich und bieten einen Einblick in die neueren Stränge der Erinnerungsforschung, etwa von Marina Gržinić zu sozialen Rahmenbedingungen des Gedächtnisses (aufbauend auf den Arbeiten von Maurice Halbwachs), Post-Memory (Marianne Hirsch) und Multidirektionaler Erinnerung (Michael Rothberg). Hier verpasst die Autorin jedoch, trotz dezidiertem Verweis auf die Kontiuitäten von Völkermorden und Verleugnungspraktiken, den stattfindenden Genozid in Gaza zu thematisieren (was die von ihr angeführten Forschenden in ihren Arbeiten immer wieder deutlich tun) und stößt somit den zuvor formulierten Anspruch, Gedenken „mit gegenwärtigen Realitäten und Kämpfen“ (S. 79) in Verbindung treten zu lassen, an seine eigenen Grenzen. Insgesamt bleibt dieser umkämpfte Aspekt der interdisziplinären Erinnerungsforschung leider wenig ausbuchstabiert.

Erinnerungsarbeit

Erinnerungsarbeit – ein Begriff, den Jahre zuvor bereits die Marxistin Frigga Haug für eine spezifische Form der politischen Arbeit mit Erinnerung prägte – wird indes an anderer Stelle in grafischen Großbuchstaben um eine Lesart von Stefan Benedik ergänzt: „die nicht Vergangenheitsbewältigung in dem Sinne

ist, dass man etwas abschließt, sondern um auf die offenen Wunden zu verweisen, Erinnerungsarbeit also, die wehtut, die schmerzt und die Dinge offenlegt, statt sie zuzudecken“ (S. 63). Das erinnert an die Worte Fritz Güdes, verstorbener Wegbereiter von kritisch-lesen.de, der seinerzeit über revolutionäre Bezugspunkte schrieb:

> *„Es muss im Bewusstsein der Niederlagen der Kampf angetreten werden (…). In der Gewissheit, dass unsere Züge nicht weniger entstellt, unsere Hände nicht weniger schmutzig sein werden als die jener, die uns vorangegangen. Aber mit dem kleinen Unterschied, dass wir aufeinander achten wollen, aufpassen, wann es mit uns so weit ist, dann die Narben und Wunden nicht verstecken und zudecken, sondern offen ins Licht halten (…). (Rezension in #7 | 2011).*

Aufeinander achten, aufpassen, die Narben offen ins Licht halten. Das ist auf eine Weise auch ein Plädoyer in dem vielschichtigen Austausch zwischen Belinda Kazeem-Kaminski und Niki Kubaczek, in dem die Künstlerin sagt:

> *„wir (müssen) ja irgenwie einen common ground für unser Gespräch finden (…) es braucht Andockpunkte, die das Miteinander-Sprechen erlauben. (…) ich glaube, wir müssen darum kämpfen, dass es möglich ist. Ich denke in letzter Zeit viel über den Horizont nach; als das, was mir dabei hilft, mich auszurichten, der aber gleichzeitig nicht erreichbar ist. Wir wollen ins Gespräch kommen, wir wollen im Gespräch miteinander bleiben; das ist vielleicht der Horizont.“ (S. 125)*

Und dann, am Ende des sorgsam kuratierten Buches: Detailaufnahmen des Bunkerinneren, den wir zu Beginn betreten haben. Rostzerfressene Filterananlagen, eine rissige Tapete mit verblasstem Blumenmuster, verschlossene Klappen und schmutzige Schotten. Und dort, entlang einer engen Fluchttreppe: der Blick ins Freie, zum Horizont.

Michael Podgorac (Hg.) und Anne Wiederhold-Daryanavard (Hg.) 2025:
Erinnern in Zukunft. Aufrufe für plurales Erinnern.
Mandelbaum Verlag, Wien.
ISBN: 978399136-077-3.
208 Seiten. 23,00 Euro.

Zitathinweis: Johanna Bröse: Unter der Oberfläche. Erschienen in: . URL: https://kritisch-lesen.de/s/MXECg.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2026 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz. Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere Kontaktseite erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.